

Stern der Neger.

Deutscher Glaubensbote.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“. • •
Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 3.

März 1902.

V. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
Missionsfahrten auf dem weißen Nil. Von Dr. Clemens Schröer, S. d. h. S.	65	Die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.	90
Christi Kreuz — der Menschheit Rettung.	69	Aus dem Missionsleben: Eigenthümliche Hochzeitsgebräuche.	91
Aus dem apostolischen Vicariat des Sudan.	70	Verschiedenes: Der Haushalt des Regers in Deutsch-Ostafrika. Eisenbahnen am Congo.	93
Aus Assuan.	71	Marien-Verein für Afrika.	95
Weihnachtsfeier in Gestra.	73	Baumeister Unterperlinger †.	96
Negermusik.	76	Zu unsern Bildern.	96
Die Glaubensboten des deutschen Volkes: St. Rupert.	78		
Lebensbilder deutscher Missionäre: P. S. Seiner. Von P. Kaver Geher (Fortfsg.)	82	Abbildungen:	
Unterstützung unserer Missionshäuser und Missionen.	86	Ägyptische Alterthümer in Karnak. — Erste Station des Kreuzweges. — Erster Nilatarakt. — St. Rupert. — Assuan. — Derwisch.	
Eigerjagd.	89		

Um Gotteslohn!

ascetischen und theologischen Inhaltes.

erbittet das Gefertigte von seinen Freunden und Gönnern entbehrliche Bücher, wenn auch älteren Datums, besonders

Missionshaus Mühlau bei Brixen.

Ältere Jahrgänge

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: der erste Jahrgang à 2 K, der zweite (2. für sich abgeschlossenes Halbjahr) à 1 K, der dritte à 2 K, der vierte à 3 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 6 Kronen = 6 Mark.



Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifennummer und Adressenänderungen etc. stets bis zum 20. des Monats angeben zu wollen.



Herzliche Bitte an unsere verehrl. Leser!

Wir bitten unsere Freunde, uns neue Abnehmer gewinnen zu wollen. Durch Bestellung des „Stern der Neger“ wird ein hervorragend katholisches Werk unterstützt und zugleich ein österreichisches und deutsches Unternehmen, nämlich die Entwicklung unseres Missionshauses, gefördert, worin Kinder unserer Heimat und Söhne unseres Vaterlandes zu Missionären ausgebildet werden.

Die wenigen unserer verehrl. Leser, deren Bezugsbetrag von 1901 noch aussteht, ersuchen wir hiemit höflich, denselben (3 Kr. = 3 Mk.) der Ordnung wegen gütigst einzusenden.

Zwecks Erleichterung in der Versendung erlauben wir uns, die verehrl. Leser höflichst zu bitten, Adressveränderungen zc. stets bis zum 15. des Monats anzuzeigen, wie auch bei Anfragen und Einsendung von Bezugsbeträgen gütigst die gedruckte Schleifennummer angeben zu wollen.



Diejenigen unserer verehrten Leser und Wohlthäter, welche von den vergriffenen Nummern 1 bis 5 incl. des 2. Jahrganges des „Stern der Neger“ überzählige Exemplare besitzen, erlauben wir uns herzlichst zu bitten, uns dieselben um Gotteslohn und der guten Sache wegen gütigst zukommen lassen zu wollen, da wir an deren Besitz ein lebhaftes Interesse haben und selbe mit dem größten Danke entgegennehmen.

Briefkasten.

J. N.-A., Corfu, Griechenland. Ihr Anerbieten, für uns Briefmarken zu sammeln, ist uns sehr erwünscht und nehmen wir selbe jederzeit mit herzlichen Danke entgegen.

M. C. in Cairo, Aegypten. Wir haben den Betrag empfangen; herzliches vergelt's Gott für den Ueberflus!

G. in N. Wir danken Ihnen für die Unterstützung von 10 Mark; wie Sie sehen, haben wir Ihrem Wunsche durch Veröffentlichung des Artikels

über Unterstützung der Missionen Rechnung getragen!

A. M. in W., Nied.-Oesterr. Wir sind der Ansicht, dass, wofern es sich um gleiche Bedürfnisse und um gleiche Noth handelt, in erster Linie die eigenen Missionen und die heimischen Missionsinstitute unterstützt werden. Gott zum Gruß!

P. J. M. in A. Besten Dank für Bericht. Da es für diesmal zu spät war, folgt er in nächster Nummer. Schönen Gruß!

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 25. Jänner bis 25. Februar 1902.)

Unsere geehrten Abnehmer zur gest. Kenntnissnahme, dass wir der Einfachheit halber milde Gaben zc. für unser Missionshaus nur mehr an dieser Stelle quittieren werden.

Für das Missionshaus:

	Kronen
Durch Canonicus N. Schöpfleuthner, Wien, von	
Camilla v. Frieblander	2.—
Marienkind (Währinger Apostolat)	3.—
Arma v. Helbig	3.—
Frene v. Götz	20.—
Ein Mitglied des Apostolates X. Bezirk	10.—
Währinger Apostolatsmitglied	2.—
Anna Weinberger, Losenstein	—60
Dr. Joh. Chryf. Mitternugner, Neustift	30.—
Von einem Priester in Brigen	17.—
Aus dem Pongau	24.—
Baron E. Schönberg, Sarus	4.—
Von einer Wohlthäterin durch Dr. J. Chryf.	
Mitternugner, Neustift	46.84
Josef Straßmeyer, Nadelbach	3.—
Leopold Ramler, Pummerzdorf	2.—
Aus Tirol	98.—
Hentel Reifenberg	4.24
Peter Gajner, Pfarrer, Jenestien	7.—
Joh. Schakmann, Altenstadt	1.—
M. Troyer, Pfarrvicar, St. Andrä	5.—
Aus dem Pinzgau	68.—
Aus dem Brizenthal	129.—
Fidel Burger, Bregenz	2.—
Stefan Wurm, Weistrach	2.—
Familie Kornmüller Weistrach	3.—
Franz Kiener, Weistrach	5.—
Jos. Wolgger, Beneficiat, Brigen	7.—
Josef Brunner, St. Pölten	1.—
Th. Springer, Linz	5.—
M. Weißteiner, Wien	1.—
Aus Baden	345.—
Synonymus, Hall, für Heidentinder (Joh. Apost.	
Evangel. Theresia)	48.—
F. Kader Zenal, Pfarrer, Westendorf	7.—
Joh. Kiebl, Pfarrer, Telfes	7.—
Magnus Schrag, Pfarrer, Neustift	7.—
Aus dem Stubaital	80.—
Joh. Lahner, Unterleinleiter	11.12
Josef Baumann, Borghorst i. W.	1.17
Aus dem Pinzgau	53.—

	Kronen
Ungenannt, Ob.-Oest.	60.—
Ostheimer Brigen	5.—
Pb. Friebl, Auerbach	23.41
Susanna Meraner, Bozen	1.—
Ungenannt	1.20
Johann und Franziska Borghofer, Linz	2.—
Monf. Ed. Friedrich, Wien	7.—
M. Biegeleben, I. f. Hofrath, Wien	17.—
Christ. Berkmann, Pfarrer, Bischofshofen, von	
Math. Kreuzberger	20.—
Math. Schmidmayr, Haag	20.—
Sebastian Obleitner, Wattens	1.—
J. Egidi Mayer, Schwarzenberg	10.—
Aus dem Pinzgau	93.—
Erc. Fürstbischof Simon Aigner, Brigen	400.—
Franz Pecho, Pfarrer, Ernstshofen	2.—
Aus dem Bregenzer Wald	154.—
Jugo Niedermaier, Bregenz	10.—
Joh. Burgthaler, Stifzshofmeister, St. Florian	6.—
Ungenannt	1.96
Aug. Traxl, Strengen	9.96
Wenzel Beza, U.-Langendorf	4.—

Für P. Josef Münch, S. d. h. S., Assuan:

M. Troyer, Pfarrvicar, St. Andrä	2.—
----------------------------------	-----

Für heilige Messen:

H. Dörgens, Caplan, Nürnberg	93.64
Rosa Doppelmayr, Hallein	6.—
Elise Fröhlich, Lehrerin, Ahrweiler	2.34
Maria Gföttner, Linz	10.—
Joh. Godec, Lipoglav	10.—
Aug. Traxl, Strengen	8.—
Joh. Hentel, Reifenberg	7.49
Kaplan Hummel, Ravensburg	24.14
M. Reinke, Münster	11.72
E. Fröhlich, Ahrweiler	7.03
Anna Maria Schmidmayer, Haag	20.—
Maria Krill, Blanskö	4.—
Joh. Stieber, Reutischheim	10.—

Sendungen von Gegenständen:

Ferd. Tschörner, Dechant in Bullendorf, sandte Bücher. — Franz Ostheimer, Brigen, 1 Wachsstock. — Baronin Constanze Pillerersdorf, Wien, 1 Altardecke und 1 Stück Stoff, davon 8 Regentkleider genäht von Fr. Haspa und den Schülerinnen bei St. Ursula in Wien. — Fr. Haspa, Bilder. — Frau Gajner, Wien, Stoffreste und Knöpfe.

Allen unseren Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott“ und bitten um weitere Unterstützung dieses Missionshauses.

Marien-Verein für Afrika.

Dieser unter dem Protectorate Sr. k. u. k. apostolischen Majestät Kaiser Franz Josef I. im Jahre 1851 gegründete Verein für Katholiken der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder unter der Obhut des österreichischen Episcopates hat die Förderung der afrikanischen Missionen und besonders jener von Central-Afrika zum Zwecke.

Der Central-Ausschuss des Vereines befindet sich in Wien. Präsident desselben ist Se. Eminenz Cardinal Fürsterzbischof Dr. Anton Gruscha.

Mitglied des Vereines kann jeder in Oesterreich wohnende Katholik werden, der sich verpflichtet, täglich ein Vater unser und ein Ave Maria mit dem Zusatze: V. „Bitte, o Himmelskönigin Maria, für die unglücklichen Neger!“ R. „Auf dass sie mit uns würdig werden der Verheißungen Christi!“ zu beten und einen monatlichen Beitrag von mindestens 10 Heller leistet.

Teilnehmer werden solche, die sich zum Gebete nicht verpflichten, aber mindestens 2 Kronen im Jahre spenden.

Dankthäter sind solche, welche nach Belieben eine einmalige größere Gabe dem Vereine zuwenden.

Katholiken von Wien und ganz Oesterreich! Tretet recht zahlreich dem Marien-Verein für Afrika bei, erbarmet euch der armen unglücklichen Neger; dann wird sich Gott auch unser erbarmen und in unseren Drangsalen uns Hilfe senden.

Beiträge und Anmeldungen für Wien werden bei den Vorständen der einzelnen Filialen, in den meisten Pfarrkanzleien und Sacristeien, in der Kanzlei der kath. Vereine (I., Annagasse 9), bei der Firma Janauschek u. Co., (I., Singerstr. 18) und bei Frau Baronin Constanze Willersdorff (I., Zedlitzgasse 4, 3. St.) entgegengenommen.

Für Errichtung neuer Filialen stellt Statuten, Aufnahmebilder und Drucksorten zur Verfügung der Vicepräsident des Wiener Diöcesan-Ausschusses

Domcapitular Anton Schöpfleuthner, Wien I., Stephansplatz 6.

Allen christlichen Frauen und Töchtern

wird empfohlen

die Monatschrift

„Das Apostolat der christl. Tochter“

(Angela-Blatt.)

Die katholische Frauenwelt wird durch diese Zeitschrift angeleitet und angeeifert zur Ausübung eines recht zeitgemäßen Apostolates.

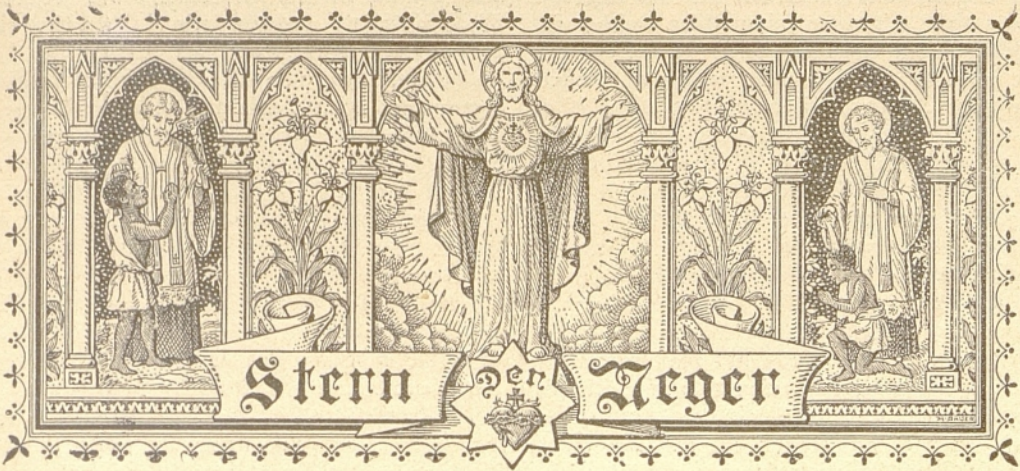
Redacteur: Ant. Schöpfleuthner,

Domcapitular bei St. Stephan, Wien,

Stephansplatz 6.

Preis p. Post jährlich 2.80 Kronen = 3 Mark
= 4 Francs.

Probenummern unsonst.



Deutscher Glaubensbote.

Nr. 3.

März 1902.

V. Jahrg.

Missionsfahrten auf dem weißen Nil.

Von Br. Clemens Schröer, S. d. J. S.

(Fortsetzung.)

Am 21. December mußten wir die Anker werfen, da die Maschine ein außergewöhnliches Geräusch machte und wir deshalb in Besorgnis waren, es möchte etwas an derselben beschädigt sein. Unsere Furcht war wohl nicht ohne Grund; denn, wenn wirklich ein Haupttheil derselben defect geworden wäre, wie hätten wir dem in diesen Gegenden abhelfen können, da wir nur die nothwendigsten Werkzeuge und Maschinentheile zum Wechseln an Bord hatten! Während wir nun eine genaue Untersuchung anstellten, versorgte unsere Mannschaft den Dampfer mit Brennholz. Wir fanden jedoch nichts wirklich Besorgniserregendes, sondern kamen zu der Ansicht, daß das ungewöhnliche Geräusch nur der Ueberanstrengung der Maschine zuzuschreiben sei, zumal da sie noch neu war und wenig gearbeitet hatte. Außerdem war der Dampfer schwer beladen und mußte auch zudem noch die große Barke schleppen, da es windstill war und deshalb dieselbe allein nicht vorwärts konnte. Nachdem wir dem Uebel so viel als möglich abgeholfen und nach einigen kleinen Ausbesserungen, dampften wir tags darauf im Vertrauen auf Gott weiter, indem wir nicht versäumten, an den nothwendigen Stellen reichlich

Del zu geben, eingedenk des Sprichwortes: „Wer gut schmirt, der gut fiehrt.“

Nach 17stündiger Fahrt kamen wir am 23. nachts am Berge Tefasan, oder Ahmed Aga genannt, an. Derselbe liegt am rechten Ufer, ist ein ganz kahler, nackter Felsen und soll ein ausgebrannter Vulkan sein. Wir machten dann, als es hell geworden war, den Versuch, einen Durchgang zum Berge zu finden, um die Gegend zu besichtigen. Das war uns jedoch nicht möglich, weder mit dem Dampfer noch mit dem Kahne konnten wir hinkommen wegen der Inseln und Sümpfe, die uns vom Festlande trennten. So hoben wir denn das Unternehmen für die Rückreise auf, da es bei niedrigem Wasserstande vielleicht leichter ausführbar war und fuhren weiter.

Hier und dort begegneten uns kleine Barken der Eingeborenen, nämlich ausgehöhlte Baumstämme, mitunter in zwei oder drei Stücken zusammengebunden.

An der Spitze des Fahrzeuges steht gewöhnlich ein Schwarzer mit einem Spieß oder Speer, welcher mit Widerhaken versehen ist. Oder er hat einen langen Stock, welcher mit einem Strick an beiden Enden zusammengezogen ist und so die Form eines

großen Bogens, eines Halbkreises, hat, und außerdem an einem Ende mit einem spitzen Eisen versehen ist. Mit diesen beiden Geräthen, welche sie mit Geschicklichkeit ins Wasser stoßen und zurückziehen, machen sie Jagd auf Krokodile, Fische und dergleichen; allerdings ein sehr einfaches Verfahren; aber etwas bleibt ihnen mitunter doch hängen an ihrem Spieß zur Belohnung ihrer mühseligen Arbeit. Andere Geräthe zum Fischen, wie Neze und dergleichen, haben sie nicht. Jedoch wenn der Nil sinkt, sperren sie wohl Wassergräben usw. mit Rohrstäben ab, setzen an einigen Oeffnungen künstlich verfertigte Rohrförbe und fangen so leichter und in Menge die Fische. Am hinteren Ende des Bootes sitzt einer mit einem sogenannten Ruder, einem großen Holzlöffel, ähnlich dem, welchen bei uns die Bäcker zum Brotschieben brauchen. Mit diesem arbeitet er links und rechts mit einer solchen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, daß das Steuer entbehrlich ist und das Boot mitunter wie ein Pfeil dahinschießt.

Auch machen sich die Neger vielfach kleine Nachen mit den Stäben der schon mehrfach erwähnten Umbasch. Die Stengel derselben verzüngen sich nämlich in der Höhe von 2 oder 3 Metern, und so schön aneinandergebunden bilden sie eine Spitze und geben eine nette Form, welche einer venezianischen Gondel Ehre machen könnte. Diese Nachen sind so leicht, daß, wenn sie auch zwei bis drei Personen über Wasser halten, eine allein sie nach ihrem Gebrauch ins Dorf zur Hütte zurückträgt, um sie in Sicherheit zu bringen; auch könnte einer allein zwei bis drei derselben tragen. Natürlich sind sie nicht dauerhaft und man findet viele zerbrochene an den Ufern liegen. Sie werden, wie auch die Boote, gebraucht zur Beförderung von Getreide, Vieh und dergleichen. Vielleicht ist es das einzige Beförderungsmittel in diesen Gegenden, ich habe wenigstens kein anderes beobachten können, kein Kameel, Pferd oder Esel usw. Nur der Stamm der Baggara hat Esel. Nach und nach tauchten an den Ufern lange Gestalten auf mit ihrer sonderbaren, schon beschriebenen Haartracht. Mitunter standen sie in dem hohen Grase unbeweglich mit ihren in der Sonne blitzenden Lanzen, als wenn sie auf Wache oder Vorposten ständen. So waren wir uns klar, daß wir im Gebiete der Schilluk angelangt seien.

Anfangs grüßelte es mich ein wenig beim Anblick dieser wilden, schwarzen Gestalten, da ich noch nicht aus eigener Erfahrung wußte, wie die Schwarzen dort gegen die Weißen gestimmt seien. Diese Furcht verschwand jedoch gar bald, als wir nur einigermaßen mit ihnen in Berührung kamen und sie ein wenig kennen lernten. Dies geschah denn auch bald;

denn am 24. abends, am Vorabend des hochheiligen Weihnachtsfestes, landeten wir in Kaka, einem großen Dorfe der Schilluk am linken Ufer. Die heilige Nacht war stürmisch, und wenn es auch nicht regnete oder schneite, wie gewöhnlich in Europa, so machte sich doch der gewaltige Wärmewechsel von ca. 40 Grad Celsius bei Tag bis auf 6 oder 8 Grad über Null in der Nacht recht fühlbar!

Mancher von unseren verehrten Lesern wird wohl denken: Ein recht trauriges Christfest das! Auf der Reise, da drüben in fernen Landen, zwischen den Wilden, kein Gotteshaus mit erhebendem Orgelspiel und leuchtenden Kerzen, nichts, um das lieblichste der christlichen Feste würdig feiern zu können! Wohl mochte es den Anschein haben; aber der Missionär denkt anders. Er ist gekommen, das Werk fortzusetzen, wozu das arme, vor Kälte zitternde Kindlein in der Krippe den Anfang machte. Und war es ein Zufall, daß wir gerade am heiligen Abend bei den Negern landeten? Oder vielmehr eine besondere Fügung unseres lieben Heilandes, um, gleichwie damals die armen Hirten, so auch jetzt die armen Schwarzen zu seiner Krippe, zum Heil, zum wahren Glauben zu berufen?

Solche und ähnliche Gedanken beherrschten mich, als unser Hochwürdigster Herr Bischof um Mitternacht auf unserem Schifflein die heilige Messe feierte und das liebe Christkindlein vielleicht zum erstenmale in diese Gegend herniederstieg. Gewiß hat es seine Arme ausgebreitet auch für die armen Kinder Chams, für alle, die guten Willens sind. Hoffen wir, daß deren viele unter ihnen seien.

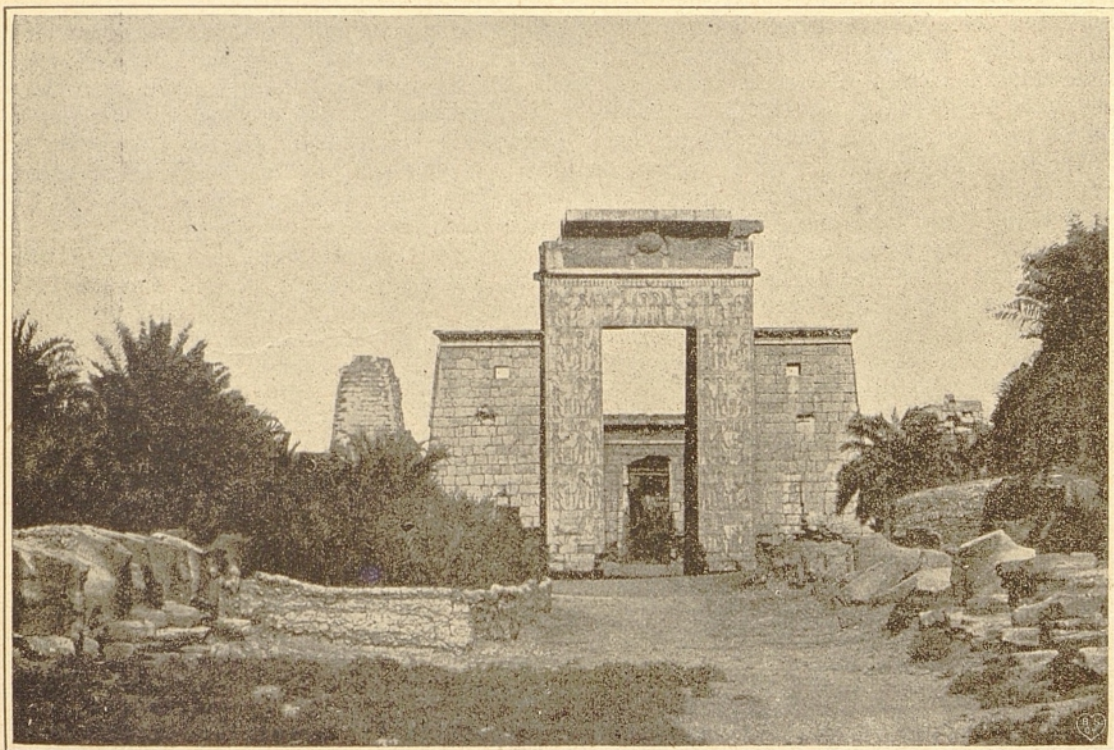
Am Morgen besuchten wir die Ortschaft. Ich unterlasse es jedoch, davon zu erzählen, ebenso über die Sitten und Gebräuche zu berichten, weil das schon in einem anderen Artikel geschehen ist. Nur eins möchte ich erwähnen, was mir hier, wie überall in der Folge, sehr ins Auge fiel, nämlich, daß wir überall eine zahlreiche Jugend von gutem Aussehen antrafen; gewiß eine erfreuliche Thatsache und der Beweis, daß die Neger wieder beginnen, sich zu vermehren nach so vielen Kämpfen der Sklavensjäger.

Nachdem wir nun den Weihnachtstag bei unseren lieben Schwarzen zugebracht hatten, dampften wir beim nächsten Morgengrauen ab. Je weiter wir vorwärts kamen, desto zahlreicher wurden auch die Inseln, Nilpferde, Krokodile, Wasservögel usw. Am rechten Ufer sahen wir auch einen Löwen hoheitsvoll einherspazieren, welcher durch auf ihn abgefeuerte Schüsse sich nicht im mindesten stören ließ, sondern der König der Thiere marschierte ruhig weiter, als wenn er, seiner königlichen Würde bewußt, uns mit

Verachtung hätte strafen und sagen wollen: „Ach, wie schießt ihr schlecht!“ Des Abends sahen wir eine Menge von Leuchtkäfern, die im Gebüsch und im hohen Grase sich tummelten, verschwanden und wieder auftauchten, nah und fern, so schön und lieblich, daß ich im ersten Augenblick meinte, es seien Ferklichter.

Da wir uns wieder aufhalten mußten, um Holz zu hauen, benutzte ich, wie gewöhnlich, den Aufenthalt dazu, wenn es Zeit und Umstände erlaubten, um

die Gegend, Waldungen, Pflanzen usw. zu besichtigen. Wir fanden den Akazienbaum und andere Dornbäume; den Tamarindenbaum, ein schöner, schattiger Baum mit ausgedehnten, zahlreichen Ästen, dessen Frucht als Arzneimittel wohlbekannt ist. Zahlreich vertreten ist auch ein anderer Dornbaum, Hirschhölzchen genannt, dessen Holz nächst dem Surt wohl am besten und stärksten ist. Seine Frucht ist genießbar, etwas herbsüß und in Gestalt einer länglichen Pflaume ähnlich. Schlingpflanzen winden sich bis



Ägyptische Alterthümer in Karnak.

in die Spitze der Bäume und verhindern zuweilen den Durchgang. Dann noch andere Pflanzen, wie Kakteen and andere, deren Namen ich jedoch nicht kenne, dazu bedürfte es schon eines Pflanzenkenner's. In größter Anzahl jedoch sind, wie überall, Dorn- gestrüppe vertreten, mitunter so dicht, daß der Durchgang unmöglich ist. Die Dornen, in der Form von Angeln, sind mitunter so schelmisch, daß sie einem, ehe man sich's versah, wie Kletten anhiengen, und man jedesmal mit zerfetzten Kleidern den Rückweg antreten mußte.

Des andern Tages gegen Abend erreichten wir

Faschoda, welches der Sitz eines Mamurs ist, wo wir wegen des niedrigen Wasserstandes jedoch nicht landen konnten. Daher fuhren wir am andern Morgen mit dem Kahn, die Stadt zu besuchen, welche seinerzeit soviel von sich reden machte und doch nur aus einigen Lehmhütten besteht. Die Besatzung besteht aus etwa 30 schwarzen Soldaten mit dem Mamur (Oberleutnant) an der Spitze. Zwei Griechen, welche den Kaufhandel betreiben, mit einigen Jallobas und den Familien der Soldaten bilden den Rest der Einwohner. Wir sahen auch etwa 20 Dattelpalme, die ersten und einzigen seit Chartum.

Nachdem wir dem Mamur unsere Aufwartung gemacht hatten, dampften wir weiter und landeten etwa 10 Meilen südlich am Wohnsitz des Königs oder Sultans der Schiluk. Der Besuch bei demselben hat uns ausgezeichnet gefallen. Die verschiedenen Häusergruppen, die nur von seinen Verwandten und Vertrauten bewohnt sind, werden überragt von einem künstlich aufgeworfenen Hügel, worauf vier Dordor stehen, byzantinischen Kuppeln ähnlich, welche die Wohnung des Königs (Ma) bilden. Es war mir auffällig, wie alles so nett und sauber war. Auch seine stattliche Herde besichtigten wir. An ihrer Spitze steht ein stattlicher Bulle mit großen weiten Hörnern, zwischen welchen ein Strick gezogen und dieser mit Glöckchen behangen war. Knaben und Mädchen besangen den Stier. Da wir einige Stalljungen nackt herumlaufen sahen, fragten wir den Ma, weshalb die nicht bekleidet seien, indem wir meinten, daß das doch seiner königlichen Würde nicht entsprechend sei. „Ja,“ gab er zur Antwort, „die können noch nicht die Tarabuka (Trommel) schlagen, wenn sie das erlernt haben, bekommen sie auch einen Lau“, nämlich ein weißes Tuch, welches sie über die Schultern werfen. Sodann ließ der Ma von seinen Knappen eine Kriegsübung aufführen, bewirtete uns mit Milch, dann gab er uns zwei wilde, lebende Enten und Mosehus zum Geschenk und darauf verabschiedeten wir uns. Von einer weiteren Beschreibung kann ich füglich absehen, nur eines möchte ich noch erwähnen. Es fiel mir nämlich die außergewöhnliche Ruhe und Stille auf, die hier überall herrschte und die einem Kloster Ehre machen würde, ganz und gar entgegengesetzt den anderen Orten der Neger. Ob das wohl von der strengen Herrschaft Seiner schwarzen Hoheit herrührt?

Am 29. December nachmittags verließen wir den uns wohlgefinnten Ma und landeten bei Abenddämmerung in Bau, einem kleinen, netten Dorfe am linken, ziemlich hohen Ufer gelegen. Hier sah ich zum erstenmale die *Delhepalme*, ein wirklich prächtiger Baum, schöner als die Dattel- und Dampalme. Sein kräftiger, gerader Stamm ist wie mit einem starken Netze umflochten und hat eine große, mächtige Krone. An langen Stielen sitzen die beinahe kreisrunden, zackigen Blätter mit einem Durchmesser von einem Meter und noch mehr. Später sahen wir in Taufikia, wie ein Soldat mit seinem Säbel einige solcher Blätter herunterzuschlug und als fertige Besen seinen Untergebenen gab, um die Straßen zu kehren. Die Frucht dieser Palme gleicht einem kleinen Kürbis und sitzt in Gruppen anein-

ander. Sie hat drei große, harte Kerne, und ihr Fleisch ist saferig, süß und wohl genießbar. Wehe dem, der unter einem solchen Baume schlief, und es fiel ihm eine solche Frucht auf den Kopf; er könnte Gott danken, wenn er mit einem leichten Kopfweh davonkäme.

Als ich so im hellen Mondscheine da stand und die herrliche Palme bewunderte und noch mehr die Allmacht Gottes, die sie geschaffen, hörte ich in einiger Entfernung Singen und Schreien. Da mir die Sache noch neu war, gieng ich darauf zu, um zu sehen, was da los sei, allmählich folgten auch andere. Die halbwüchsigen Burschen sahen mich im Anfange wohl mit großen Augen an. Einer von ihnen kam auf mich zu und gab mir (indem er mit seiner Lanze herumfuchtelte, als wenn er mir eine Hütte geben wollen) mit seinen Gebärden und Fragen zu verstehen, daß ich da nichts zu suchen hätte und daß ich schauen sollte, weiter zu kommen. Als er aber sah, daß ich keine Furcht hatte, trotzdem ich ohne Waffe war, aber auch keine böse Absicht habe und ruhig stehen blieb, gab er sich zufrieden. Bald kam denn auch unser Dolmetscher, der die Sache in die Reihe machte, so daß wir bald gute Freunde waren. Auf einem großen, weiten Platze fanden wir die Dorfjugend versammelt, an Spiel und Tanz sich ergötzend, und wir freuten uns mit ihnen.

Am andern Morgen hatten wir das Ufer voll von Zuschauern, die sich jedenfalls die langbärtigen Weißen mal recht anschauen wollten, und wir gaben ihnen natürlich die volle Freiheit und Muße dazu.

Der Scheich brachte uns ein paar Schafe zum Geschenk, und nachdem er sein Gegengeschenk erhalten hatte, begaben wir uns zum Besuche ins Dorf, wo der Bischof unter alt und jung, groß und klein Perlen und Knöpfe austheilte. Welch ein Jubel; so zutraulich, als wenn wir alte Bekannte gewesen wären. Besonders die blanken Knöpfe waren beliebt. Und wenn auch im Anfang so ein kleines Negerlein etwas zimperlich einherkam, so wurde es doch bald so keck, zum zweiten- und drittenmal sein Händchen auszustrecken. Und doch war es gerade an diesem Platze früher sehr gefährlich, gerade hier boten die Eingeborenen den Sclavenjägern (wohl mit Recht) den größten Widerstand und entrißen denselben manche Barke mit ihrer Beute. Aber jetzt, wo Sicherheit und Friede im Lande herrscht, wurden wir mit einer Artigkeit, ja man kann sagen, mit Begeisterung empfangen, wie man es bei den Naturvölkern gewiß nicht besser wünschen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Christi Kreuz — der Menschheit Rettung.

Zur heiligen Fastenzeit.

Es war der Zweck der Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Aufgabe des Erlösers, das Reich des Satans auf Erden zu zerstören und die

Menschen aus ihrer Knechtschaft zu befreien, wie der hl. Johannes sagt: „Der Sohn Gottes ist dazu erschienen, um die Werke Satans zu zerstören“; und Christus selber sagt, daß er als der Stärkere gekommen sei, um den „starken Bewaffneten“ in seinem Hofe, in seinem unrechtmäßigen Besitztum, in dem er sich festgesetzt hatte, zu bekämpfen, zu überwältigen. Er erklärt aber auch, daß dies durch seinen Tod geschehe, indem er kurz vor seinem Leiden sagt: „Jetzt ergeht das Gericht über die Welt, jetzt wird der Fürst dieser Welt hinaus-

geworfen werden, und ich, wenn ich erhöht sein werde, wer alle an mich ziehen.“

Es war also das Erlösungswerk des Herrn ganz besonders darauf hingerrichtet, dem Satan seine Macht über die Menschen zu nehmen und die Menschen

aus dieser schrecklichen Tyrannenherrschaft zu befreien. Ja, die Knechtschaft der Menschheit unter der Gewalt des Teufels im Götzendienste war eine schreckliche,

wie Lessius es ausdrückt, wenn er sagt: „Es war dies eine überaus große Strafe, den Druck einer so entsetzlichen Tyrannei ertragen zu müssen, durch welche die Menschen nach seinem Willen zu jeder Gattung von Lasten angetrieben und zugleich mit ihm in dieselbe Verdammnis fortgeschleppt wurden . . .“

Und diese Selavenketten hat Christus am Kreuze gesprengt! Aber er hat sie so gesprengt, daß sie doch erst losgelöst werden müssen, und diese Arbeit, dieses erhabene und göttliche Werk hat Christus seiner



Erste Station des Kreuzweges.

Kirche überlassen. Darin liegt auch die hohe Bedeutung der apostolischen Mission!

Ja, die Mission unter den Heiden, die Mission bei den armen Negern, ist ein heiliges, ein göttliches Werk, ein Werk, das im Kreuze Christi seinen

Grund und sein Ziel hat, ein Werk, das in der siegbaren Kraft des Kreuzes Kraft hat und Kraft verleiht, ein Werk endlich, das im Schatten des Kreuzes seine wunderbaren Segensfrüchte hervorbringt!

Deshalb sollen wir jetzt in der hl. Fastenzeit, wo uns die hl. Kirche die Betrachtung des Leidens Christi so dringend ans Herz legt, vor allem hinsichtlich auf das siegreiche Kreuz. Da sollen wir Muth schöpfen zum Kampfe für Christus und gegen die Hölle; da sollen wir den Eifer erneuern zum Gebet für Gottes Sache, besonders für die

Missionen. Da, beim Anblick des Kreuzes, sollen wir von neuem angetrieben werden zu mildreichen Gaben für das Missionswerk!

Ja, ein glaubensvoller Blick auf das Kreuz muß uns mit der Ueberzeugung erfüllen, daß wir bei diesem heiligen, erhabensten Werke christlicher Liebe, bei der Unterstüßung der Heidenmission, so recht für Gott und gegen die Hölle arbeiten und kämpfen; denn wir tragen da an dem größten aller Siege bei, am Siege Christi über die Hölle und den Teufel, unsern alten Erbfeind. Gott will es, wer bleibt zurück?!



Aus dem apostolischen Vicariat des Sudan.

Neue Missionsfahrten. — Auflassung von Lul. — Niederlassungen in Omderman und Aegypten.

Einem Bericht aus Omderman, 1. Nov. 1901, des Bischofs und apostol. Vicars von Central-Afrika über den gegenwärtigen Stand und die Erfolge seiner Mission entnehmen wir Folgendes:

Ungefähr Mitte November verläßt unser „Redemptor“ von neuem Omderman, mit mir, drei Missionären und einigen Laienbrüdern an Bord. Wir werden diesmal, wenn Gott will, eine neue Missionsstation im gebirgigen Latukalande gründen, das zwischen dem 4. und 5. Grad nördlicher Breite, östlich von Kondokoro und ein paar Tagereisen vom rechten Ufer des Bahr el Dschebel liegt. Der „Redemptor“ bringt uns von hier geradeaus nach Kondokoro, das 2000 Kilometer von hier entfernt liegt. Von dort aus müssen wir uns Träger bedienen. Die Nachrichten, die dieser Tage ein Afrikareisender, der von Mombassa nach dem Rudolffsee und von dort durch Latuka nach dem Nil zog, über jenes Land brachte, sind sehr gut, sowohl in Bezug auf das Klima als den Charakter der Eingeborenen. Das sind meine Pläne. Gebe Gott deren Ausführung!

Die Niederlassung in Lul unter den Schillul-

negern verspricht gut zu werden, was die Eingeborenen anbelangt. Nur läßt das Klima viel zu wünschen übrig, so daß ich noch im Zweifel bin, was thun mit dieser Station. Die Gesundheitsfrage ist nämlich von der allerwichtigsten Bedeutung, da die Missionäre, welche das halbe Jahr kränklich und schwach sind und alle Jahre gewechselt werden müssen, nie etwas Dauerndes zustandebringen können.

Die Niederlassung Omderman thut sehr viel Gutes, besonders durch die Knaben- und Mädchenschule. Leider muß sich der Eifer der dortigen Väter auf die Christen allein beschränken, seit dem Verbot der Regierung, unter den Eingeborenen irgendwelche Bekehrungsversuche zu machen.

Die Niederlassungen in Aegypten fahren fort, wie bisher, in ihrer Arbeit mit Weißen und Schwarzen. Die Zahl von 237 Tausen beweist, daß Väter, Laienbrüder und Schwestern in den letzten sechs Monaten voll an der Arbeit waren und nicht müde wurden, ihrem heiligen Berufe gerecht zu werden. Ich habe deshalb auch die feste Hoffnung, daß unsere hochherzigen Wohlthäter nicht nachlassen werden, uns in einer so bedürftigen Zeit beizustehen, wohl wissend, daß sie mit ihrem Almosen ein Werkzeug Gottes zum Heile vieler Seelen werden.



Aus Assuan.

Naturschönheiten und Klima. — Missionsniederlassung. — Weihnachtsfeier.

Wie froh ist man doch, wenn man als Kranker in weiter Ferne gute Aufnahme findet; wie glücklich, wenn man inmitten der fanatischen Moslem liebevolle Glaubensbrüder findet! Diese Freude, dieses Glück wurde mir zu Theil, als ich, vor dem kalten europäischen Winter fliehend, hier ankam.

Es war bereits dunkel, als unser Zug recht langsam sich meinem Reiseziele, der Station Assuan näherte. Da aber der hochw. Herr P. Münch die Güte hatte, mich abzuholen, so hatte ich beim Verlassen des Zuges nicht den üblichen Kampf zu bestehen mit den unvershämten Arabern. Die Bahnstation liegt am Südennde der Stadt hart am Nil und so marschierten wir dem Strom entlang der Mission zu. Zur Rechten hatten wir eine nette Häuserreihe, zur Linken aber die historische Insel Elephantine mit dem neuen Savoy-Hotel, dessen hellbeleuchtete Front sich feenhaft im Wasser spiegelte. Die Sternbilder des Arion, der Cassiopeia, der Andromeda, ferner die Gluckhenne, im Westen das Kreuz des Schwans, im Osten der herrliche Sirius schienen mir als alte Bekannte vorausgeeilt zu sein und jetzt freundlich „Grüß Gott!“ zuzuwinken. Trotz der vorgerückten Jahreszeit — es war am 5. Dec. 1901 — hatten wir einen warmen Abend. Am Nordende der Stadt erreichten wir den Palmengarten der Mission mit der neuen, hohen Kirche. Der Obere empfing mich recht herzlich und der gute Bruder Antonius sorgte für das leibliche Wohl.

So wäre ich also mit Gottes Hilfe nach mühevoller Reise hier angelangt und erwarte mit Zuversicht die Besserung meines Lungenleidens. Um aber nicht ganz müßig zu sein, will ich Einiges meiner Eindrücke und Erlebnisse sammeln und in schlichter Weise dem Leser erzählen. Ich biete, was ein Kranker geben kann und wäre froh, wenn meine schwachen Worte auch nur einen neuen Freund dieser schweren, oft heimgesuchten, aber glorreichen Mission gewinnen würden.

Assuan mit Elephantine, mit dem ersten Nilkatarakte und der tempelbesäten kleinen Insel Philae wird von Vielen als einer der schönsten Punkte der Erde gepriesen. Und wahrhaftig, welches Menschenkind sollte dieses Stück Erde nicht großartig finden, wenn es auch vielleicht nicht völlig einstimmt in die Lobeshymne eines Brugsch oder des

verdienten Dr. Friedrich Kayser, der unter anderem schreibt: „Ein Landschaftsbild weist der Nil auf, um das die übrige Welt ihn beneiden darf, denn Großartigeres, Erhabeneres und Schöneres zugleich gibt es wohl nicht unter der Sonne als das Kataraktengebiet zwischen Elephantine und Philä.“

Zwischen Philae und dem Südennde des Kataraktes baut man eben einen Riesendamm aus Granit und Beton, ein Stauwerk, dessen Bau hundert Millionen Kronen erfordern soll. Ich stand eines Tages auf der Höhe dieses Riesenbaues und schaute lange Zeit hinab in das tosende Element, betrachtete die ungeheure Steinwüste, die als Rahmen zu diesem Landschaftsbild gehört und fand es ganz richtig, wenn der erwähnte Schriftsteller später ausruft:

„Ja, wunderbare Schönheit und ergreifender Ernst paaren sich, um dies Kataraktenbild dem, der es einmal gesehen, unvergesslich zu machen. Hier redet der Schöpfer in seinem Werke zugleich von seiner Macht und von seiner erhabenen Herrlichkeit.“ *) Kein Wunder daher, wenn diese Naturschönheiten und historischen Denkmäler von Jahr zu Jahr mehr Bewunderer hierherlocken. (Siehe Bild S. 73.)

Eine andere Anziehungskraft verdankt Assuan seinem milden Klima. Hier ist das Nilthal nur eine enge Gasse, die sich der Nil durch mächtige Gebirgszüge von Granit und Spenit gebrochen, und wird im Osten von der arabischen, im Westen von der Lybischen Wüste begrenzt. Culturen sind stellenweise gar keine, nur prächtige Palmenhaine zeigen den Lauf des Stromes. Assuan hat daher ausgeprägt trockenes Wüstenklima mit intensivem Sonnenlicht und fast wolkenlosem Himmel. Zu Weihnachten hatten wir z. B. herrliches Sommerwetter, in der Frühe um 9 Uhr 18 Grad Reaumur im Schatten, um 3 Uhr nachmittags 23 Grad, um 9 Uhr Abends 21 Grad. Seit einem Monat erlebte ich 2 trübe Tage (mit wenig Sonnenschein) und nur einen spärlichen Regen. Infolgedessen kommen über den Winter immer mehr und mehr Leidende hierher, so daß schon mehrere große Hotels entstanden. Freilich gibt es auch viele Enttäuschungen. Mancher wähnt ein Paradies zu finden und findet zu seinem Schrecken entsetzlichen Staub, häufigen Wind und manchmal raschen Temperaturwechsel. So ist jetzt

*) Aegypten einst und jetzt. 2. Aufl. Freiburg 1898. Herder. S. 7—8.

seit Neujahr die Temperatur im allgemeinen um 6—8 Grad Neanmur gefallen.

Assuan ist auch als Militärstation, als Handelsplatz und als Sammellort vieler Neger von Bedeutung. Alle größeren Negerstämme sind hier vertreten, manche bilden eigene Niederlassungen (Dörfer geschimpft!). Es ist daher begreiflich, daß unsere Missionäre, nachdem im Jahre 1894 Assuan dem apostolischen Vicariat von Central-Afrika zugetheilt wurde, hier eine Station gründeten. Gerade heute sind es 7 Jahre, daß der gegenwärtige Missionsbischof hier die erste heilige Messe feierte und so an diesem Festtage Afrikas diese Station eröffnete. Diese entwickelte sich so schön, daß am Weihnachtstage 1896 der Grundstein zur neuen großen Kathedrale gelegt werden konnte. Im folgenden Jahre war dieselbe sammt dem Hause der Missionäre, der Schwesternwohnung und den Schulen fertig. Gegenwärtig ist zwar die Knabenschule zum größten Theile aufgelassen, da mit allen Mitteln und Kräften an der Errichtung neuer Stationen im fernen Süden gearbeitet wird; ihre Wichtigkeit hat aber diese Niederlassung noch immer. Möge sie also weiterblühen zum Seelenheil der armen Neger und zur Freude, zum Nutzen der hierherkommenden Touristen und Kranken! Kommt der Katholik vom Norden her mit einem der netten Wilddampfer gefahren, so wird ihn nicht nur das Panorama von Assuan und Elephantine fesseln, freudig wird ihn auch das Kreuz der Mission berühren, das zu ihm herübergrüßt und ihm zeigt, daß hier zwischen den hohen Dattelpalmen der liebe Heiland wacht und auch einen Besuch erwartet. Thatsächlich kommen an Sonn- und Feiertagen immer einige Kurgäste und Durchreisende zu dem Gottesdienste, manche sogar auch an Werktagen. Zudem bieten die Missionäre zu bescheidenen Preisen recht gerne Unterkunft und Kost einigen Personen, soweit der Raum es gestattet; denn in den Hotels kann nur derjenige aushalten, der als ein kleiner Krösus zur Welt kam. Manchem Kranken, auch mir, wäre es ohne die Mission unmöglich, hier Linderung, Heilung zu suchen.

Und wie viel des Schönen, des Erbaulichen erlebt man in einer Missionsstation! So sah ich hier am Fest der Unbefleckten Empfängnis die Taufe

des wackeren Negerknaben Ali (jetzt Peter) Saied, dessen Schicksale und Aufnahme in die Missionschule der selige P. Seiner im „Stern der Neger“ (Jahrg. 1901, S. 281) so schön erzählte. Welche Freude wird der eifrige Missionär jetzt in der Ewigkeit haben, daß sein Schützling wirklich das Ziel erreichte, wozu er denselben mit Liebe und Geduld leitete.

Nicht vergessen darf ich aber unsere schöne Weihnachtsfeier. Gott vergelte reichlich der geehrtesten Frau Dr. Albert von Hebertanz die Freude, die sie uns und unseren Kindern mit dem Weihnachtsbaum bereitete! Der Herr Doctor und seine Gemahlin, als alte Freunde der Mission, wollten eben nicht im Hotel, sondern inmitten unserer Kinder mit ihren Freunden und Bekannten eine Weihnachtsfeier nach europäischer Art und Weise feiern. Unter den Klängen der österreichischen Volkshymne führte uns als Hausherr des Festes der Herr Doctor zum hellbeleuchteten, reichgeschmückten Weihnachtsbaume. (Woher die schöne Fichte kam, könnte nur unsere Gönnerin sagen.) Alt und Jung, Schwarz und Weiß war einerlei freudig überrascht. Unseren Kindern, ihren Eltern war es etwas Neues, des Schauens war kein Ende. Uns versetzte es in die liebe, weite Heimat, in die sonnigen, frohen Tage der Kindheit. So kehrest du immer wieder, du ewige Liebe des Jesukindes, du Freude der Kinderherzen, du selige Freude deiner Treuen!

Erst nach einer guten Weile konnten die kleinen Sprecher zu Wort kommen, um in deutscher und französischer Sprache dem Christkind zu huldigen. Deutsch sprach der obenerwähnte Peter, ein anderer Sudanese und ein Italiener, der in Constantinopel (!) etwas Deutsch gelernt hatte. Nach einigen Musikstücken und Weihnachtsliedern folgte für uns ein Thee, für die Kinder Milch, Chokolade usw. Den Schluß bildete die Vertheilung der vielen Sachen, welche „das Christkind einem Jeden gebracht hatte.“

Beim Auseinandergehen wiegten sich die Palmen im warmen Abendwinde und erinnerten uns daran, daß wir nicht in der Heimat seien. Wann werden wir uns wiedersehen?

Assuan, am 6. Jänner 1902.

Johann Randler, Weltpriester.



Weihnachtsfeier in Gesira.

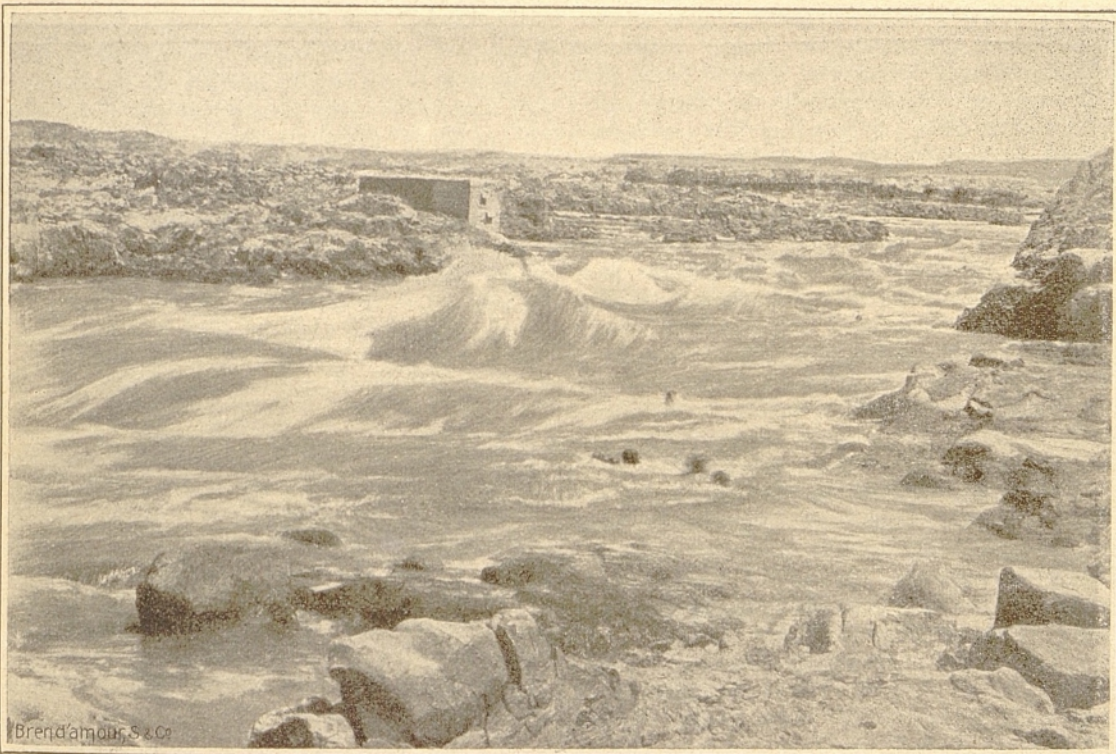
Krippe. — Christmette.

Gesira, 6. Jänner 1902

Noch einmal stehen wir heute, am Feste der hl. drei Könige, an der Krippe und gedenken der schönen hl. Weihnachtszeit. Welch hehre, heilige Gefühle,

Gefühle der Wonne und Freude, empfindet nicht ein gläubiger Christ in der hl. Nacht, in welcher uns der himmlische Vater durch Maria, die reinste Jungfrau, seinen eingeborenen Sohn gab, um uns durch sein Blut vom Sündenjoch zu erlösen.

Kommt ein Fürst, um eine Stadt mit seinem



Brend'Amour, S. & Co.

Erster Nilkatarakt.

Besuche zu beehren, welche Mühe und Anstrengung, welchen Geldaufwand läßt man es sich nicht kosten, um dem hohen Gaste Treue und Liebe zu beweisen! Einen Unterthan, der da nicht mitmachte, würde man doch sicher nicht für einen echten Vaterlandsfreund halten.

Nun im geistigen Leben eines Christen geht es ebenso. Auch hier in Gesira wurden die Vorbereitungen getroffen, um die Wiedergeburt unseres lieben Heilandes möglichst würdig feiern zu können. Die Ordensleute der hiesigen Niederlassung bereiteten sich durch eine eintägige Geisteserneuerung auf das hohe

Weihnachtsfest vor. In der Pfarrei wurden vom Hochw. Oberen für die Bewohner des Negerdorfes dreitägige geistliche Uebungen veranstaltet in der Woche vor Weihnachten, die denn auch von unseren Negerchristen gut benützt wurden.

Auch nach außen wurden Vorbereitungen getroffen, um das Fest recht feierlich zu begehen. Unser Br. Remigius als Sacristan wandte alle Mühe an, um unserer sonst so ärmlichen Pfarrkirche einen möglichst schönen Schmuck zu verleihen nach landesüblichen Gebräuchen, d. h. mit bunten Tüchern, Fahnen u. dgl. Die Schwestern errichteten eine schöne Krippe.

Im Wohnhaus der Missionäre wurde der große Schlaffaal der Knaben geräumt, um anstatt der Lagerstätte der Knaben eine Krippe für das Jesukind zu errichten. Dies gelang denn auch unserm Hochw. P. Larisch ausgezeichnet, der mit ganzer Hingabe und mit Aufwand aller seiner Kräfte sich daran machte, eine Grotte, die der in Bethlehern ähnlich war, herzustellen. Abgesehen davon, daß ihm der Bau der Grotte, die von kleinen Steinen künstlich zusammengestellt wurde, wohl ein halbes Dutzendmal vor der Vollendung zusammenstürzte und seine Geduld nicht wenig auf die Probe stellte, war die Grotte schmuckvoll und anziehend, besonders für unsere kleinen Schwarzen; für sie war dieselbe ja auch in erster Reihe errichtet. Ein anderes Mal hatte man bei der Gelegenheit von Papier hohe schneebedeckte Berge dargestellt. Das war denn unseren in der Erdkunde so ziemlich unterrichteten Knaben doch ein wenig zu blau gewesen und so hatten sie scherzweise gefragt, ob denn Bethlehern zur Zeit in Tirol gelegen sei. Nun dieses Mal gab es an der Krippe doch nichts auszusetzen, denn die Berge schienen unserer Jugend echt bethlehemitisch zu sein.

Unsere kleinen Schwarzen wollten es aber nicht damit bestellt sein lassen, bloß eine steinerne Krippe für das ersehnte Jesukindlein bereitet zu wissen, sie wollten auch ihr kleines Herz durch geistige Uebungen auf die Ankunft ihres Erlösers vorbereiten.

Wie viele europäische Brüder könnten sich ein Muster an dem Eifer dieser kleinen Afrikaner nehmen, die weniger daran dachten, bloß große Geschenke zu empfangen, als ihrem Heiland etwas zu geben, und man kann ihren Großmuth nicht ungelobt lassen. Den Großen wollten sie es gleich thun, drei Tage strenges socut (Stillschweigen) halten. Das Haus, das sie sonst während der Spielzeit im Hofe durch ihr Schreien fast zittern machen, war wie ausgestorben. Während der Mittagserholung giengen sie mit dem Rosenkranz oder mit dem Gebetbuch im strengsten Stillschweigen auf und ab; es schien, als hätten alle miteinander das Versprechen gemacht, Trappisten werden zu wollen. Nur einer mochte bei irgend einer Gelegenheit sich wohl ein wenig vergessen haben, denn sobald die drei Tage vorüber waren, kam der kleine, dickbäuchige Gerhard zu mir und sagte: „Schuf! (schau) Einer hat doch das Stillschweigen gebrochen.“ Nun, ich konnte den Armen nicht verurtheilen, denn es ist doch keine Kleinigkeit für so ein Negermädchen, das sonst immer in Thätigkeit sein muß, drei Tage lang zu schweigen. Dem Gerhard durfte ich natürlich auch nicht Unrecht geben wegen seines gestrengen Urtheils,

hat er doch die drei Tage musterhaft ausgehalten, obgleich eben er einer von denen ist, die da den ganzen Tag schreien, als wenn sie mit Zucker bezahlt würden.

Nun war der langersehnte hl. Weihnachtsabend herangekommen. Obst und kleine Bäckereien, Zuckerln und Taschentücher waren vom Hochw. P. Obern mit väterlicher Fürsorge für die Kleinen herbeigeschafft worden.

Gegen 6 Uhr Abends war der Schluss der neuntägigen Weihnachts-Andacht in der Pfarrkirche. Nach dem Abendessen, das heute viel früher eingenommen wurde, begann das Krippenfest. Ich hatte noch das Vergnügen, nebenbei bemerkt, als ich den Hochw. Vätern beim Lampenschein in Eile die Platte schor, mir einen ordentlichen Schnitt mit dem Schermesser in den Finger zu geben. Ich hatte eben vergessen: „Eile mit Weile!“ Ja, was so ein armer Missionsbruder nicht alles an einem Tage sein muß: Schreiner, Maurer, Maler, Tüncher, Schmied und noch schließlich Scherer. Gott sei Dank, daß nicht auch noch Haarkünstler! Alles zur größeren Ehre Gottes!

Nun wieder von der Scherstube zur Krippe.

Wie strahlten da die weißen Augen in den schwarzen Gesichtern beim Anblicke der hell erleuchteten Krippe! Ja, diese Aermsten der Armen, sie empfanden in ihrem Herzen das Glück, durch den Erlöser von Satans Joch befreit und Kinder Gottes, Kinder der hl. katholischen Kirche geworden zu sein. Denjenigen, die noch nicht getauft waren, sah man es an, daß bei ihnen noch etwas abgehe, um auch bei ihnen die Freude voll zu machen. Es kam mir vor, als bemerkte ich in ihnen das Gefühl, das einer empfinden würde, wenn er ungeladen zu einem Feste erschiene. Was ihnen noch abgieng, war das Wasser der geistigen Wiedergeburt.

Als nun unser schwarzer Orgelspieler auf dem Harmonium ansahnte: „Stille Nacht, heilige Nacht“, da fielen alle einmüthig ein mit erhobenem Wehegefühl. Einen solchen Anblick würden unsere guten Wohlthäter wohl nie vergessen, und sie würden noch mehr für das Werk der Glaubensboten begeistert. Denn auch sie haben durch das gegebene Almosen und Gebet reichen Antheil an dem Glücke, das diese Armen an diesem Abend empfanden.

Noch lange betrachteten die Kinder das holde Knäbchen in der Krippe, das ihnen beide Aermchen entgegenstreckte. Gegen 9 Uhr mußte alles zu Bette, denn es hieß bald wieder aufstehen. Manches der Kinder mochte von der Krippe träumen und auch wohl einer mit den Gedanken an das liebe

Missionshaus in Mühland und die lieben Fluren in der Heimat eingeschlafen sein!

Da auf einmal, was gibt's denn da! Ich wurde auf eine mir bereits vor 20 Jahren sehr bekannte und gewohnte, aber seit der Zeit nicht mehr gehörte Weise aus dem Schlummer geschreckt. Bruder August Dördelmann, ein alter Soldat, Trommler und Bläser, schmetterte mit der Trompete vom Dache des Hauses nach allen vier Himmelsrichtungen hinaus, das für einen jungen Neuling so fatale: „Habt ihr noch nicht lange genug geschlafen?“ Wie ein Zucken wirkte das in mir altem Soldaten; wie der Blitz war ich von meinem Lager erhoben. Der Mond schien hell und klar, es war eben 11 Uhr vorüber, draußen war es eher warm als kalt. Welch herrliche Weihnachtsnacht! Eine solch schöne Weihnachtsnacht hatte ich in Europa noch nie erlebt. Nun, da wurde es denn noch schöner. Br. August schien wieder eine Uebung der Ersatzmänner bei den Dreiundfünfzigern in Wesel durchzumachen. Beinahe hätte er auch mich wieder, wenigstens im Geiste, unter die alten Dreizehner nach Münster in den bunten Rock versetzt. Wer weiß es denn nicht, daß derjenige, dem einmal das Soldatenblut eingedrillt wurde, auch Soldat bleibt bis ins Grab, sei es nun daheim in Europa hinter dem Pflug oder in Afrika als Glaubensbote im Ordenskleide.

Um die Bewohner des Negerdorfes recht aus dem Schlafe zu bringen, hatte Br. August den soldatischen Weckruf veranstaltet. Er mit der Flöte, ein Knabe mit dem Horn und ein anderer mit der Trommel, zogen durchs Dorf, den Marsch anspielend: „Freut euch des Lebens, so lang noch das Weischen blüht, pflücket die Rose, eh' sie verblüht“ usw.

Das hatte denn auch seine Wirkung nicht verfehlt.

Überall wurde es lebendig. Auch von dem eine Viertelstunde entfernten großen Gesira-Hotel kamen Fremde, um der Mette, die gegen 12 Uhr stattfand, beizuwohnen. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Der hochw. P. Obere hielt ein feierliches Hochamt. Die Kinder sangen mehrstimmig die Messe von Brown. Auf die anwesenden Fremden aus Europa machte es einen tiefen Eindruck, weit von ihrer Heimat, im Lande der Muselmänner, eine so feierliche hl. Nacht verbringen zu können. Besonders bewegt wurden die Gemüther, als die schwarzen Messdiener zum Sanctus mit der Schelle das Zeichen gaben und noch vier andere in Weiß gekleidete Negerknaben mit brennenden Kerzen aus der Sacristei kamen und bis zur hl. Communion vor dem Altare niederknieten. Der Altar war schön geschmückt und festlich beleuchtet.

Nach der hl. Messe wurde von den Fremden und Negern auch noch die Krippe besichtigt. Die eifrigen Schwestern hatten es wohl verstanden, die Krippe in der Kirche recht schön und andacht-erregend herzustellen. Eine Spieluhr, die in der Krippe verborgen war und schöne Weihnachtslieder spielte, erhöhte noch den Glanz und die Feierlichkeit und wirkte auf die Besucher recht rührend, so daß alle mit vollster Zufriedenheit die Kirche verließen und sich noch lange dieser hl. Nacht erinnern werden.

So nahm denn auch bei uns in Afrika das hl. Weihnachtsfest wieder einen guten Verlauf.

Möge der liebe Gott geben, daß recht bald an den armen Negern die Worte in Erfüllung gehen, welche die Engel in der hl. Nacht sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind!“

Br. Karl Klodt, S. d. h. S.



Neger-Musik.

Die Ethnographen sind darüber einig, daß die Neger auf einem primitiven Standpunkte geistiger Culturentwicklung stehen. Der Charakter des Negers ähnelt dem des unentwickelten Kindes in sehr vielen Punkten. Der Grundzug ihres Temperamentes ist unbekümmerte Heiterkeit, wie man sie bei gesunden Kindern auch gewöhnlich findet. Darum zeigt sich bei ihm fast allenthalben ein leidenschaftlicher Hang zu Gesang, Musik und Tanz. Letzterer jedoch besteht häufig nur in den mannigfachen möglichen und unmöglichen Luftsprüngen und Gelenkbewegungen. Was aber die Geistesgaben des Negers betrifft, so findet man häufig, daß diese mehr in der Richtung entwickelt sind, wo es auf Nachahmung ankommt; wo aber selbständiges Denken erfordert ist, da ist die Entwicklung oft auf gar niedriger Stufe. Während aber die Geistesentwicklung zurückgeblieben, sind bei diesem Sohne der Natur die Sinne, besonders aber der Gehörsinn, sehr scharf entwickelt.

Diese drei Factoren sind es hauptsächlich, welche die Entwicklung und Bethätigung der musikalischen Anlagen der Neger in die Bahnen gelenkt, in denen wir sie nun erblicken. Für die Sudanesen mag wohl auch das Tropenklima und die Eigenart der Naturerscheinungen von Einfluß gewesen sein, da die Umgebung ja überhaupt auf den Menschen großen Eindruck ausübt. Diese Umstände möge der Leser bei Beurtheilung der musikalischen Leistungen der wilden Negerstämme des Sudan in Erwägung ziehen.

Nichten wir nun zunächst unsere Blicke auf den Gesang und die Begleitungsinstrumente. Der Sudanese liebt ein gewisses Recitativ, wie Dr. Schweinfurth es nennt. In solcher Weise erzählen die Neger sich singend ihre Erlebnisse. Ueberhaupt singt der Sudanese alles, wenn er dazu aufgelegt ist. Es wird darum niemand wundern, daß auch Sänger von Profession, die „Barden des Sudan“, wie der eifrige Missionär J. Dichtl sie nannte, sich bei den meisten Stämmen finden. Die Araber nennen sie weniger schmeichelhaft, aber vielleicht zutreffender einfach Spasmacher (Hachach). Genannte Sänger besingen die Nationalhelden und Nationalgeschichten; ihr Gesang ist gewöhnlich choralmäßig, recitierend; die Melodie sehr einfach und immer wiederkehrend, jedoch wie der erfahrene Missionär Kaufmann über

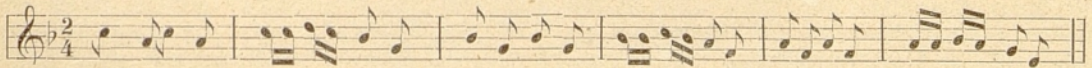
die Dinka-Neger berichtete, sind die Melodien meist in Moll und manche entbehren nicht einer gewissen Schönheit. Man liebt schnelles Tempo. Der Gesang wird aber auch, wie es bei den meisten Völkern geschieht, von einem Saiten-Instrument begleitet. Solche „Minnesänger“, wie sie die Phantasie des Afrikaforschers Sir Samuel Baker nannte, gibt es auch bei den Niam-Niam oder Sandeh, die Gesang und Saitenspiel sehr lieben, während sie die lärmenden Instrumente der Neger meist nur für Signalzeichen benützen. Sie nennen ihre Sänger „Manga“, was soviel bedeutet wie Zauberer oder Teufelsbeschwörer. Diesen Namen haben sie wahrscheinlich von ihrem Nebengeschäft und ihrem abenteuerlichen Aufputz. In die Haare sind allerlei Federn geflochten, Hals und Arme sind mit wunderwirkenden Hölzern und Wurzeln behangen, auch fehlen die Embleme der höheren Magie, wie Klauen von Erdferkeln, Schildkrötenknochen, Adlerschnäbel etc. nicht. Dr. Schweinfurth hörte einen solchen Sänger und berichtet, daß sie mit den Stimmitteln sehr hausälterisch verfahren, so daß man nur in nächster Nähe vernehmen kann, was sie singen.

Zu diesem säuselnden, näselnden Recitativ des Sängers paßt dann ausgezeichnet das feine Gecklimper des nationalen Saiteninstrumentes. Der Form nach ist es ein Mittel Ding zwischen Harfe und Mandoline. Die Saiten sind gleich wie Bogensehnen frei aufgespannt. Der Bogen selbst aber trägt an einem Ende die Schrauben für die Saitenspannung und am andern Ende einen runden Resonanzkasten. So bekommt das Instrument die Form einer Mandoline, deren Hals nach vorn gekrümmt ist und deren Saiten anstatt nebeneinander übereinander angeordnet sind. Der nach allen Regeln der Akustik gebaute Resonanzboden ist aus Holz geschnitzt und oberseits mit einem Stück Haut überspannt, das zwei Schalllöcher hat. Die Saiten bestehen aus feinen Bastfäden und den dicken drahtartigen Haaren des Giraffenschwanzes.

Diesem Saitenspiel giebt sich der Sandeh-Neger mit solcher Leidenschaft und Ausdauer hin, daß er im Stande ist, Tag und Nacht beim Spiel zu verharren und dabei auf Speise und Trank zu verzichten. Und das will viel heißen, da ja die Geizfräbigkeit dieses Negervolkes sprichwörtlich geworden und der Name „Niam-Niam“, womit die Dinka-

sprache dieses Volk bezeichnet, soviel heißt wie Fresser, Bielfraß, welchen Sinn das Wort Niam-Niam auch tonmalerisch ausdrückt.

Was aber die künstlerische Ausgestaltung des Gesanges anbelangt, zeichnen sich die Mittu, die westlich des Koblflusses, zwischen Sandeh und Bongo wohnen, vor allen anderen Negerstämmen des Sudan aus. Sie besitzen auch ein eigenes Saiteninstrument, das aber mehr einer Leier ähnlich ist. Es gleicht der Kobaba der Nubier, mit denen dieser Volksstamm auch sonstige Verwandtschaft aufzuweisen scheint. Die fünf Saiten sind über einen Steg gespannt, der aus einer großen Schale der Anodontamuschel besteht; der Resonanzboden ist vierkantig und wird von einem mit Haut überspannten Gestell gebildet, an den vier Ecken sind runde Schalllöcher angebracht. Die Mittu behandeln die Musik wirklich melodisch, während andere Negerstämme im Lieder-vortrag für gewöhnlich nicht über freie Recitation sich erheben. Schweinfurth erzählt, daß er einem Chor der Mittus mit angehört habe, wo sie ein genau eingehaltenes Motiv in graduellem Tonfall zu variieren bestrebt waren. Tactmäßig unterstützten Männer und Weiber, alt und jung den hundertstimmigen Chor. Möge dieses Motiv als Muster hier Platz finden:



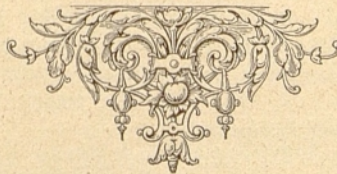
Auch die Bongo sind leidenschaftliche Musikanten. Wiewohl ihre Instrumente von primitivster Einfachheit erscheinen und die Saiteninstrumente der Sandeh und Mittu ihnen unbekannt sind, so hängen sie doch, überall und zu jeder Stunde in elegischer Stimmung, wie es den Anschein hat, ihren Klimpereien nach. Jüngere Leute und selbst kleine Knaben sind gerade die leidenschaftlichsten Musiker. Mit geringer Mühe und mit noch geringeren Mitteln verfertigen sie sich kleine Flöten; ebenso leicht wird ihnen die Herstellung eines Monochords. Dies besteht hier aus einem kleinen Bambusbogen, auf dessen

straff gespannter Sehne mit einer feinen Gerte aus gespaltenem Bambus geschlagen wird; als Resonanzboden dient die Mundhöhle des Spielenden selbst, vor welche das eine Ende des Bogens gehalten wird; mit der linken Hand wird die Sehne reguliert. Auch sitzen sie oft stundenlang vor einem derartigen Bogen, den sie in die Erde eingesteckt haben und dessen Sehne so über einer mit Rinde verdeckten Grube gespannt ist. Neben oder in der Rinde öffnet sich das Schallloch. Indem sie nun die Hand bald an diese, bald an jene Stelle des Bogens legen und mit der andern die Gerte führen, erzeugen sie eine Menge schwirrender, summender, oft ganz hübscher Tonmodulationen. Besonders beim Ziegenhüten pflegen sich die Knaben auf diese Weise die Zeit zu vertreiben. „Mit großem Ernst und sichtlichem Kunstgenuss“, so erzählt der erfahrene Gewährsmann Schweinfurth, „sah ich sie ihren musikalischen Studien obliegen und die erfinderische Nuzbarmachung der einfachsten Tonmittel sprach von ihrem tiefen Eindringen in die Geheimnisse der Schalllehre.“ Freilich sind sie sich der Tongeseze wohl nicht bewußt.

Auch bei den Monbuttu, die noch südlich von den Sandeh wohnen, fand Schweinfurth am Hofe des Königs Munsa Sänger von Profession, deren

einer auf einem Elfenbeinhorn, das er kaum wagrecht halten konnte, so sicher und zart trillerte, als hätte er eine kunstvolle Flöte in Händen. Das Flötenspiel ist übrigens den Sudannegern auch nicht unbekannt, und hierin zeichnet sich besonders der Stamm der Madi, die südlich von den Mittu wohnen, aus. Wie aber die Neger überhaupt Geselligkeit und Festlichkeiten lieben, so haben sie auch Vorliebe für gemeinschaftliche, musikalische Auführungen und lärmende Instrumente, bei deren Klang dann die tollsten Tänze aufgeführt werden.

(Fortsetzung folgt.)





Die Glaubensboten des deutschen Volkes.

Der hl. K u p e r t, Apostel von Bayern.

(† zwischen 710—718*.)

„Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern sprach,
„Schaffen, daß mein Land den Euern
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

So läßt der Dichter Kerner in seinem allbekanntesten Liede „Der reichste Fürst“ den alten Bayernherzog sich seines Landes rühmen. Nicht mit Unrecht. Wie überhaupt alle deutschen Länder, mögen sie es nun anerkennen oder nicht, so verdankt auch das schöne Bayerland seine Cultur und deren erhabene Begleiterscheinungen der katholischen Kirche.

Zwar war der hl. Kupert nicht der erste, welcher den Samen der christlichen Lehre auf dem allerdings hart zu bebauenden bayerischen Boden austreute, aber ihm gebürt das Verdienst, die Missionierung des Landes im großen Maßstabe unternommen und durchgeführt zu haben. Bevor wir jedoch sein Wirken ins Auge fassen, müssen wir der eigenartigen Verhältnisse wegen, die damals dort obwalteten, auf die Geschichte des Landes selbst einen kurzen Rückblick werfen. Das Leben eines Mannes will zudem nicht nur nach dessen thatfächlichen Erfolgen, sondern auch an den zu überwindenden Hindernissen gemessen werden.

Auf dem Boden des heutigen Bayern sproßte schon frühzeitig die hoffnungsreiche Saat des katholischen Glaubens. In Augsburg erlitt im Jahre 304 die hl. Afra und ihre Dienerinnen den

Martertod. Nach den alten und echten Märtyrereacten muß aber zur Zeit ihres Todes eine vollkommen organisierte Christengemeinde dort bestanden haben. Es wird erwähnt, daß sie von dem hl. Bischof Nazarius getauft worden sei. Sodann berichten die Leidensacten, daß ihre Leiche in Begleitung von mehreren „Priestern Gottes“ beigesezt wurde, und da Afra ihren Besitz unter ihre armen Mitbrüder vertheilte, so muß die Kirche unter allen Classen der Bevölkerung ihre Bekenner in nicht geringer Zahl gehabt haben. Für Regensburg sind christliche Bewohner festgestellt durch einen Grabstein aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, der das christliche Sinnbild der Palme trägt. Andere Funde und Inschriften aus derselben Zeit erbringen den gleichen Beweis. Das Toleranzedict des Kaisers Gallienus (260—268), das auch unter Aurelianus (270—275) in Kraft blieb, ermöglichte die rasche Verbreitung des Christenthums. Die Anerkennung des Katholicismus als Staatsreligion durch Constantin trug auch in Bayern ihre schönen Früchte. Auf dem Concil von Sardica (343—344) waren auch bayerische Bischöfe anwesend. Doch entstanden bald Verwaltungsstreite, indem nach der Anklageschrift der Synode von Aquileja (591) bereits die französischen Bischöfe in den deutschen Diöcesen Priester anstellten.

Inzwischen hatte die Völkerwanderung ihren Anfang genommen und, wie wir im Leben des heiligen Severin gesehen haben, den jungen Glauben fast völlig vernichtet. Auch der Stamm der Bayern¹⁾

*.) Man ist nicht einig sowohl über das Jahrhundert als auch das Todesjahr. Die Salzburger Tradition gibt 620—628 an.

¹⁾ Bayern = Baiuvar = Bavar; aus Vair (Name des Landes) und war (ahd. Wohnung).

befand sich unter den Eindringlingen und erregte eine blutige Verfolgung. Hauptsächlich wurde auf die Geistlichen Jagd gemacht, die man als wertvolle Opfergabe den Götzen schlachtete. Doch dürfte der Sturm nur vorübergehend gewesen sein. Als sich die Bayern in der Folge den Franken unterwarfen, behielten sie ihre eigenen Herzöge und nahmen, wie man mit guten Gründen vermuthet, das katholische Christenthum an. Allein das fand nicht allgemein statt. Noch gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts gab es nachweislich öffentliche Cultusstätten der Götzen. Wieviel heidnisches Unkraut noch neben dem christlichen Weizen wucherte und ihn theilweise wieder erstickte, kann man in dem Leben des hl. Emmeram lesen. Aber ungleich schwieriger gestaltete sich die Missionierung des Landes, da sich neben dem christlichen Glauben auch die Härese eingemischt hatte.

Unter den Funden in Regensburg gibt es schon aus der Mitte des 3. Jahrhunderts ein Amulett der basilidianischen Ketzerei. Die Bawaren selbst waren theilweise arianisch, als sie einwanderten. Die engen Beziehungen zu dem ebenfalls arianischen Königshaus der Langobarden zeitigte gerade so verderbliche Rückwirkungen. Zu allem Unglück befanden sich noch unter den ersten Missionären einige Querköpfe. Der Dreicapitelstreit brachte neue Wirren hervor. Der Eingriff fränkischer Bischöfe trug das Seine zu der großen Unordnung bei. Kein Wunder, daß es selbst dem heidnischen Herzog Theodo zu arg wurde und er sich zur endlichen Beseitigung des Wirrwarrs und religiösen Elendes nach einem tüchtigen Missionär umsah.

Damals saß auf dem Bischofsstuhle von Worms

der hl. Rupert, ein Verwandter des merowingischen Königshauses.

Obwohl oder vielmehr gerade deshalb, weil er ein sehr frommer, entschiedener und seeleneifriger Hirte war und mit flammender Liebe zu Gott und dem Nächsten das lautere Wort des hl. Evangeliums verkündigte und rücksichtslos das Laster geißelte, wo immer er es fand, machte er sich bei dem sittenlosen und rohen Volke seiner Diocese verhasst. Es kam ihm daher nicht unerwünscht, als ihn Theodo II. auf den Rath seiner katholischen Gemahlin Regintrudis hin, an seinen Hof lud, um die Wahrheit des christlichen Glaubens im Lande zu verbreiten und die schwergestörte Ruhe wieder herzustellen. Gleichwohl ließ der Heilige durch einige erprobte Geistliche über Land und Leute nähere Erkundigungen einziehen, währenddessen er sich selbst nach Rom wandte, um den apostolischen Segen für diese Mission zu erhalten. Der Papst hieß sein Vorhaben gut und ertheilte ihm mit väterlicher Liebe seinen Glück und Segenswunsch.

Inzwischen hatten die abgesandten Geistlichen einen günstigen Bescheid zurückgebracht. Daraufhin reiste Rupert mit mehreren Priestern nach

Regensburg, wo damals der Herzog residierte und wurde mit allen Ehrenbezeugungen empfangen.

Rupert begann seine apostolische Wirksamkeit damit, daß er der herzoglichen Familie und den Großen des Reiches Christum, den Gekreuzigten, verkündigte. Theodo ließ sich mit all seinen Kindern und Hausgenossen taufen. Die ganze Einwohnerschaft, soweit sie noch heidnisch war, folgte sofort dem schönen Beispiele des Fürsten. Betreffs dieser verspäteten Taufe des Herzogs aus dem Hause der



hl. Rupertus.

Aligolfinger, die nachweislich schon viel früher zum Katholicismus übergetreten waren, muß man sich erinnern, daß zur Zeit Ruperts die jüngere Linie herrschte, welche noch in einzelnen Gliedern heidnisch sein konnte, oder, da noch ums Jahr 739 Papst Gregor III. in Briefen an die Bischöfe Bayerns und den hl. Bonifacius von falschen Priestern und Brittonen, von Geistlichen mit zweifelhafter Weihe und von zweifelhafter Taufe spricht, so würde es sich auch erklären, wenn bei den immerhin herrschenden katholischen Ueberlieferungen viele lieber auf einen zweifellos mit Rom in Verbindung stehenden Bischof warteten, als sich in Verbindung mit „Häretikern“ setzten. Vielleicht handelt es sich auch nur um die Wiederholung einer ungiltig erteilten Taufe, berichtet ja Arnulf von Bohburg geradezu, daß während der Regierung einiger bayrischen Herzöge, deren Namen er theils nicht zu nennen weiß, theils aus Vorsicht nicht nennen will, die Häresie der Bonosianer und Pbotinianer bedeutend um sich gegriffen habe. Sei dem wie ihm wolle! Jedenfalls schien aber die neubekehrte Hauptstadt noch nicht für einen Bischofsitz geeignet zu sein. Daher durchreiste der unermüdete Bischof das ganze Land, predigte dem versammelten Volke und erreichte innerhalb weniger Jahre, daß fast das ganze Volk gläubig am Fuße des Kreuzes kniete. In seinem glühenden Eifer und ermutigt durch seine wunderbaren Erfolge drang er bis nach Wien vor, wo die älteste Kirche seinen Namen trägt, frischte in Kärnten das Glaubensleben wieder auf, errichtete Kirchen und verbreitete überall Segen.

Um seinem ungeheuren Wirkungskreise einen festen Mittelpunkt zu geben, von wo aus das kirchliche Leben sich über das ganze Land erstrecken sollte, erbaute er einstweilen eine Kirche nebst einer kleinen Wohnung für sich am Wallersee, wo jetzt Seekirchen steht. Nach einiger Zeit kam er zu der alten, von den Herulern zerstörten Stadt Helfenburg, jetzt Salzburg genannt. In dieser von den Römern erbauten Stadt, Juavia von ihnen geheißt, hatte das Christenthum einst herrlich geblüht; dort war das Blut zahlloser Märtyrer geflossen und die herrliche Stadt von den wilden Herulern völlig verwüstet. Auf den moosbewachsenen Trümmern beschloß Rupert seinen dauernden Bischofsitz zu gründen. Herzog Theo schenkte ihm den Platz nebst einigen Meilen Landes im Umkreise mit Dörfern, Landgütern, Wäldern, Seen und Bächen und ein Drittel der Salzquelle zu Reichenhall sammt Zoll und Zehnten. Der hl. Bischof baute nun zu Salzburg eine prächtige Kirche und ein Benedictinerkloster als Bildungshule für Geistliche und

auf dem Nonnenberge ein Frauenkloster zur Erziehung der weiblichen Jugend. Beide Klöster haben sich trotz aller Stürme bis auf den heutigen Tag erhalten. Gar bald entfaltete sich auf den Trümmern der zerstörten Stadt eine herrliche Blüte, die als Zierde der deutschen Gauen noch heute aller Augen auf sich zieht.

Weil es damals in Bayern nur wenige zuverlässige Priester gab, die Arbeit sich aber von Tag zu Tag vermehrte, so reiste Rupert in sein Vaterland Frankreich, um Gehilfen für das Missionswerk zu gewinnen. Mit zwölf gelehrten und frommen Geistlichen, unter denen Runibald und Gislar die ausgezeichnetsten waren, kehrte er zurück und vertheilte sie durch das ganze Land. Ueberall predigten und taufte diese gottbegeisterten Männer und gründeten Christengemeinden.

Der Herzog Theodo sah mit Freuden, wie sich der Segen des Christenthums in seinem Lande entfaltete und ermahnte deshalb auf dem Sterbebette seine Söhne dringend, daß sie den hl. Bischof Rupert ehren und unterstützen möchten. Treu erfüllten die Söhne den Willen ihres sterbenden Vaters und Theodebert schenkte dem Bischof noch die Gegend von Pongau.

Mehr denn vierzig Jahre hatte Rupert in dem Weinberge des Herrn gearbeitet, als ihn Todesahnungen überfielen. Noch einmal reiste er durch sein ausgedehntes Bisthum, ermahnte alle Gemeinden zur Treue im Glauben, zur Liebe und Ausübung der christlichen Tugenden. Die von ihm angestellten Geistlichen forderte er zu Milde mit Nachdruck auf, zur unverdrossenen Ausdauer und gewissenhaften Pflichterfüllung im hl. Amte. Vor der Fastenzeit kam Rupert nach Salzburg zurück und erkrankte schwer. Am hl. Osterfeste raffte er sich noch einmal auf, hielt in der Kirche das Hochamt und reichte sich selbst die letzte Wegzehrung zur großen Reise in die Ewigkeit. Nachdem er sich in seine Wohnung begeben hatte, berief er seine Jünger um sich, ermahnte sie zur Gottseligkeit und ernannte Vitalis zu seinem Nachfolger auf dem Bischofstuhle. Mit heiterm Angesicht und unter frommen Gesprächen mit seinen weinenden Mitarbeitern verschied er am Tage der Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi, d. h. nach damaliger Zählung am 27. März.

Mit Recht verdient der hl. Rupert den Ehrennamen eines Apostels von Bayern. Im ganzen Lande gründete er Kirchen, so am Waller- und Chiemsee, an der Stätte, wo einst der heilige Maximus und seine Genossen den Martertod gelitten, zu Maxplan bei Salzburg, zu Maximilians-

zelle (Bischofsstufen), zu Altötting, Regensburg und Weltenburg und an vielen anderen Orten. Zahlreiche Kirchen erhielten von seinen Händen die Weihe. Erinnert sei nur an Maria Anger in Lorch, St. Peter und St. Rupert in Wien.

Die heidnischen Götzentempel wandelte er vielfach in christliche Gotteshäuser um, wie zu Altötting, Dorfen usw. Die vielen Kirchen, die der thatkräftige Bischof erbaute, weihte er vorzüglich zu Ehren der seligsten Gottesmutter Maria, deren Verehrung er mit inniger Andacht pflegte, dann des heiligen Apostelfürsten Petrus, des hl. Erzengels Michael und des hl. Maximilian, dessen kirchliche Verehrung damals in hoher Blüte stand und nach dem gelehrten Jesuiten Hansitz (*Germania sacra* tom. I. p. 8) von dem „Bayernapostel Rupert“ sehr gefördert wurde.

In der That war der Heilige bei seiner großen Missionsreise nach Wien auch nach Cilly in Süd-Steiermark zum Grabe des heiligen Maximilian gekommen. Als er hier von den großen Verdiensten dieses Heiligen hörte, nahm er dessen Gebeine mit nach Lorch, wo er sich längere Zeit aufhielt.

Nicht minder groß war seine Andacht zum hl. Petrus und die Achtung vor dessen Nachfolgern auf dem Bischofsstuhle zu Rom. Er wußte es, warum alle jene Missionen, die ohne oder gegen Rom ausgeführt wurden, keinen nennenswerten Erfolg aufzuweisen hatten. Ohne Papst geht es einmal nicht. Man denke nur an die Missionen Englands und Amerikas, und wo immer die akatholische Heidenmission wirkliche Fortschritte machte, liegen im tiefsten Grunde fast ausnahmslos weltliche Vortheile als Lockmittel mehr oder weniger verschleiert. Man kann allerdings, wenn auch ohne alles Recht, der katholischen Kirche den Ehrentitel „Bildnerin der Völker“ absprechen, aber kein Katholik wird darthun können, daß die Missionäre seines Bekenntnisses ein Volk thatsächlich kultiviert haben, und was unser eigenes Vaterland betrifft, so wird wohl kein recht-

denkender Forscher in Abrede stellen wollen, daß das christlich-germanische Weltreich, das große, heilige römische Reich deutscher Nation nur durch die Verbindung mit Rom war, was es war, und daß es von den Tagen an mit ihm abwärts gieng, als es dieses lebensvolle Band durchschnitt. Es ist ein unanfechtbares Zeugnis der Geschichte, daß nur mit dem wahren Christenthum eine wahre Cultur möglich ist und daß die christkatholischen Missionäre immer auch Sendboten der Cultur waren.

So war denn auch der hl. Rupert allseitig für die geistige und leibliche Wohlfahrt des Volkes bedacht. Er gründete Schulen für das Volk und die zukünftigen Geistlichen. Er stellte verfallene Straßen wieder her, erbaute Armenhäuser, Erziehungsanstalten für Mädchen usw. Insbesondere wird ihm der mit Erfolg gekrönte Versuch zugeschrieben, durch bergmännischen Betrieb die Salzlager im Schoße der Berge aufzuschließen und den Salzstein auszufolen. Die bildende Kunst stellt ihn daher besonders gern auf Münzen mit einem Salzfaß in der Hand dar. Ruperts Verdienste wurden denn auch von seinen Zeitgenossen anerkannt. Der Mönch, welcher schon im 8. Jahrhundert die Gründung der Maximilianszelle beschreibt, schließt seinen Bericht mit den Worten: „Es ist schwer, alles aufzuschreiben, was der hl. Bischof Rupert in diesen ersten Zeiten des Christenthums in derselben Gegend vollbracht hat.“

Er wurde zuerst in seiner Bischofskirche St. Peter beigesetzt, die sein unverletztes, durch Wunder verherrlichtes Grab noch bewahrt, später aber (773) durch den hl. Abt Bischof Virgil in die neuerbaute Domkirche übertragen.

Es ist gewiß, der hl. Rupert führte durch sein mehr als 40jähriges unermüdeliches Schaffen und Wirken „das Volk der Bayern nicht nur in die christliche Kirche, sondern auch in die Reihe der civilisierten Völker ein, und ist ihnen somit nicht bloß der Landesapostel, sondern auch der Schöpfer der staatlichen Grundlagen und des volkswirtschaftlichen Lebens geworden.“ (P. Reitlechner O. S. B.)



Lebensbilder deutscher Missionäre.

P. S. Seiner, S. S. S.

Von P. Xaver Geyer.

II. Im Ordenshaus.

1. Noviziat.

Unter den vielen Vorwürfen und Vorspiegelungen, mit welchen Eltern gewöhnlich ihre Kinder vom Eintritt in einen Orden abzuhalten versuchen, spielt neben den Thränen und sonstigen Liebesergüssen das Wort „Undankbarkeit“ eine große Rolle. Und doch, Gott weiß es, das kein Tadel ungerechter ist als dieser. Wenn der junge Mensch zum erstenmal den Fuß auf die Schwelle des Klosters setzt und der Welt aus ganzem Herzen das letzte „Lebe wohl!“ zuruft, hat er gleichsam das Gefühl eines Robinsons, der nach den entsetzlichen Kämpfen mit Wind und Wellen endlich das sichere Ufer erreicht mit dem Freudenschrei „Gerettet!“

In der That, hier am einfachen Klosterthore, wo ihn zum erstenmal eine feierliche Stille und heilige Weihe empfängt, wo ihn eine ungekannte, reine, himmlische Luft umweht, wo alle die edlen Züge des erhabenen Strebeziesels auf einmal und in einem sich wahr und schön gestalten, in einem solchen Augenblick fühlt das Kindesherz mehr denn je, was es nebst Gott den Mühen und Sorgen, der Liebe und Opferfreudigkeit seiner Eltern zu verdanken hat.

Auch P. Seiner rief unwillkürlich aus: „Gerettet“, als er zum erstenmale vor dem Missionshause zu Verona stand; auch ihm drängte sich der Gedanke auf an all das Gute, das er Vater und Mutter schuldete. Jetzt waren alle Hemmnisse glücklich beseitigt. Zwar hatte der junge Mann vor dem Eintritt in das Missionshaus selbst noch einen kleinen Kampf durchzufechten.

Es ist wohl begreiflich, daß Heinrich, der in der Nacht eintraf, bei seiner nur geringen Kenntniß des Italiens ziemlich rathlos dastand. Das merken die Kutscher am Bahnhof und wollten aus dem Jungen Capital schlagen. Aber Heinrich gieng nicht auf den Leim. Nun wollte ihn der Kutscher, der ihn zur Missionsanstalt führte, wenigstens mit sich allein ins Wirtshaus locken. Doch auch diesem Unsinne widerstand der zukünftige Missionär aus allen Kräften, den es mit besonderer Freude und Genugthuung erfüllte, daß er gerade in der Nacht des

14. auf 15. August, also am Vorabend des Festtages seiner lieben Himmelsmutter Maria in seiner neuen Heimat einziehen konnte.

So begann denn für den jungen Seiner ein neues Leben, aber auch eine überaus wichtige Zeit. Was die Lehrjahre für einen weltlichen Beruf sind, das ist in ähnlicher, jedoch viel erhabener und bedeutungsvollerer Weise das Noviziat für den Ordensmann. Ausbildung an Herz und Kopf, Erziehung im wahren, richtigen Sinne des Wortes und seiner ganzen Tragweite bilden seinen Untergrund, ja sein ganzes Wesen. Es wäre schwer, dir lieber Leser, mit einer wenn auch lebhaften Schilderung, die sich nicht an die einzelnen Verrichtungen des einzelnen Novizen anschloße, einen klaren Blick in das Leben und Treiben der künftigen Ordensmänner und Missionäre zu ermöglichen. Da aber das Thun und Lassen der Novizen einerseits, sowohl mit Bezug auf die einzelnen unter einander als auch während der Dauer der zweijährigen Prüfungszeit so ziemlich das Nämliche bleibt und du, lieber Leser, vielleicht auch eine ganz schiefe Ansicht von so einem Noviziate hast, so bitte ich dich, unsern Heinrich als Novizen einen Tag hindurch zu beobachten.

Die Stunde, in welcher der junge Novize zum erstenmale, am Altar knieend, das segnete Ordenskleid aus der Hand seines Obein empfieng, rechnete er zu den schönsten seines Lebens. Es kam ihm vor, als empfangen er dies hl. Gewand aus den Händen seiner himmlischen Mutter Maria selbst, welcher er ja nächst der unendlichen Erbarmung Gottes die Gnade des Berufes zuschrieb. Wie lange Zeit hindurch hatte er sich nicht mit der ganzen Blut seines frommen Herzens nach diesem hehren Augenblicke gesehnt! Wie lange Zeit hindurch nicht Kummer gelitten und Thränen vergossen! Wieviel heiße Gebete zur „Hilfe der Christen“ und ihrem göttlichen Sohn emporgesendet? Wieviele innige Bitten an den Vater gerichtet! — Und jetzt, jetzt war er endlich angelangt am Ziel seiner Wünsche, eingelaufen in den ruhigen Hafen, wo er sein Lebensschiff von der unnöthigen Last erleichtern, mit neuer Fracht beladen und nach Kräften in den

Stand setzen wollte, daß er sich mit ihm getrost auf die stürmische See hinauswagen und die armen Schiffbrüchigen wohlbehalten an Leib und Seele an das glückliche Gestade der katholischen Kirche und ihrer Cultur zurückführen könnte. Bei solchen Gesinnungen ist es ja wie selbstverständlich, daß er allen Regeln und Vorschriften der Genossenschaft und jedem Winke seiner Obern pünktlich, rasch und freudig nachkam. Freilich, außerordentliche Beschäftigungen gab es dabei nicht; aber eben nicht die Art der Handlungen, sondern die Art, sie zu verrichten, ist der Hebebaum im geistlichen Leben.

Bevor wir jedoch zur näheren Beobachtung an unsern Novizen herantreten, muß ich dir, lieber Leser, noch bemerken, daß er nicht nur bei allem die gute Meinung im gewöhnlichen Sinne hat, sondern nach Maßgabe der Worte des hl. Apostels Paulus: „Durch das Sichtbare wird das Unsichtbare geschaut“, allen Dingen auch eine sinnbildliche Seite abgewinnt. Für ihn ist demnach z. B. die Nacht nicht allein die Zeit, in welcher er nach dem Willen Gottes schlafen, sich ausruhen und neue Kräfte für den folgenden Tag sammeln soll; vielmehr erinnert sie ihn an die Nacht der Sünde, die ihn nicht im Schlafe finden darf, wo er wachen und beten muß, damit er nicht in Versuchung fällt, gemahnt sie ihn an die Nacht des Todes und an den Tod selbst, der da kommt wie ein Dieb in der Nacht, lenkt sie seine Gedanken auf die Nacht des Heidenthums hin und auf seine künftigen Pflelinge, die Neger, die noch in Finsternis und Todesschatten sitzen und selbst einen Körper so dunkel wie die Nacht besitzen. Ich denke, wir verstehen jetzt, was mit der „sinnbildlichen Seite“ gemeint ist, und so können wir ohne weiteres den zukünftigen Missionär und Ordensmann bei seinen tagtäglichen Arbeiten belauschen.

Treten wir daher in den Schlafsaal und zwar in dem Augenblick, wo das Zeichen zum Aufstehen gegeben wird. Ueberflus findet man hier keinen. Eine eiserne Bettstelle, ein Strohsack mit Kopfkissen und Decke, ein Betschemel, das Ganze von vier Vorhängen umgeben, das macht das Schlafzimmer des Novizen aus: einfach, aber vollkommen hinreichend.

Es ist morgens vier Uhr . . . „Wie, morgens vier Uhr?“ forschest du etwas überrascht. Gewiß, die „faulen Mönche“ stehen frühe auf. „Aber lieber Himmel, da sind sie ja schon einen halben Tag auf den Beinen, bis wir Stadtleute uns die Augen ausreiben! Doch erlauben Sie noch eine Frage: Wie ist es dann möglich, daß man so keck über das „faule und arbeitscheue Mönchspad“ losziehen kann

und dies vonseiten jener, die vielleicht nur dann vor 9 Uhr vormittags aus den Federn gehen, wenn sie in irgend einer Versammlung gegen die „tragene Culturträger“ schimpfen wollen?“

Verzeihe mir gütigst, lieber Leser, aber darauf kann ich dir leider keine Antwort geben, denn ein vernünftiger, wahrheitsliebender Mensch wird diese landläufigen Anschuldigungen stets als freche Lügen oder zum wenigsten als bedauernswerte Unkenntnis bezeichnen müssen.“

Aber im Winter, bitte . . .

Nun, du stoßt? Ich verstehe dieses „aber“ schon. Du meinst, im Winter, wo es doch morgens so kalt ist, da würden wir wohl etwas später uns erheben. Dem ist jedoch nicht so. Der Ordensmann geht nicht mit dem Wetterglas, sondern nach einem alten, weisen Rath mit den Hühnern.

Horch, eben ertönt das Zeichen der Glocke!

Wie auf einen Schlag erhebt sich alles. Nicht das geringste Zeichen von Lärm oder Mißbehagen. Der erste Gedanke fliegt auf zu Gott und Maria, die erste Handlung ist das heilige Kreuzzeichen. Nun die Kleidung angelegt, den Voratz für den heutigen Tag ins Gedächtnis zurückgerufen, die Gebete um die Beharrlichkeit im heiligen Berufe verrichtet, den Stoff für die Morgenbetrachtung nochmals vergegenwärtigt . . . doch da öffnet sich auch schon die Thüre. Ein Laienbruder erscheint mit dem Bedruf „Gott sei Dank und Maria“! und mit frischer Stimme antwortet die ganze Schar der Novizen: Immer sei Gott und Maria gedankt. Jetzt erst dürfen sie das Zimmer verlassen, um sich in den Waschsaal zu begeben. Als den ersten erblicken wir Heinrich. Die Augen gesenkt, den Geist gesammelt, benützt er auch diesen kleinen Weg zum Gebete. Kaum hat er die Helle des Lichtes gewahrt, als auch schon sein Herz glühende Stoßgebetein emporsendet zum Vater des Lichtes und seinem Sohne, der da als ein Licht in die Welt hineinstrahlt (Joh. I. 9), der allein das Licht der Welt ist (Joh. VIII., 12).

Im Waschsaaie selbst treten die erhabendsten Bilder vor seine Seele. Das Wasser erinnert ihn an die hl. Taufe und das Gelöbniß, das er dabei durch den Mund seiner Pathen angelegt, und mit entschiedenem Willen erneuert er im Geiste kurz sein Versprechen. Er denkt an das hl. Weihwasser, das die Kirche zur Segnung und zur Tilgung kleiner Sünden und Vergehungen geweiht und nimmt sich vor, womöglich niemals das heilige Kreuzzeichen ohne Weihwasser zu machen. „In dieser Hinsicht darf und soll man Abblasfrämer sein!“ war Heinrichs Grundsatz. Beim Anblicke des Wassers versetzte er

sich manchmal auch geistigerweise nach Kana, wo der göttliche Heiland dasselbe in Wein verwandelte und nahm davon Anlaß, sich immer mehr und mehr in Christus umzuwandeln, wie denn der Christ nach dem schönen Ausspruch eines Kirchenvaters ein anderer Christus sein soll. Desgleichen bildete er sich auch öfters ein, als sähe er den Heiland auf dem Meere wandeln und ebenso Petrus demselben entgegenzueilen. Wenn er dann sah, wie Petrus im Glauben schwankend wurde und alsbald sank, dann dankte Heinrich voll heiliger Freude dem lieben Gott dafür, daß er den rechten Glauben der alleinseligmachenden Kirche besaß und hat Gott inbrünstig um die Gnade, demselben niemals weder in Gedanken, Worten, Werken oder Unterlassungen untreu zu werden.

Zum Ankleiden und Waschen war eine halbe Stunde bestimmt. Die davon übrig bleibende Zeit sollte dem Gebete vor dem allerheiligsten Altarsacramente gewidmet werden. Jesus im Hochwürdigsten Gute war aber der Mittel- und Brennpunkt des jungen Novizen. Darum beeilte er sich stets, rechtzeitig und möglichst frühe in die Kapelle zu kommen. Er dachte sich den göttlichen Heiland im Altare als einen König voll Glanz und Herrlichkeit, der mit heißer Sehnsucht auf die Huldigung seiner Untertanen wartet und in unvergleichlicher Liebenswürdigkeit zu ihnen spricht: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde, ja Brüder.“

An diesen Morgenbesuch schloß sich das Morgenbeten und eine Betrachtung über eines der Geheimnisse aus dem Leben Jesu Christi oder eine andere Grundwahrheit. Die Betrachtung dauert eine Stunde und besteht nach der Anleitung des hl. Ignazius darin, daß man die vorgelegte Wahrheit in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen sucht und sich erforscht, wie man sich dazu in der Vergangenheit verhalten hat, wie man jetzt gestimmt ist, was man in Zukunft in diesem Punkte thun will. So zieht das ganze Leben an dem geistigen Auge des Betrachtenden vorüber, der die begangenen Fehler bereut, für die Gnaden und andere Wohlthaten dankt, um Licht und Kraft für die Folgezeit bittet und nach besten Kräften die Vergangenheit auszubessern und wieder gutzumachen sucht. Das Gebet war ja von frühesten Jugend auf Heinrichs liebste Beschäftigung gewesen; wie sehr mußte es ihn daher zur Betrachtung hingezogen haben!

Auf die Betrachtung folgte die hl. Messe, welcher der Novize Seiner stets mit der größten Andacht und Aufmerksamkeit beizwohnte. Sodann begann ein ernstes Studium bis 8 $\frac{1}{4}$ Uhr, zu welcher Zeit ein überaus einfaches Frühstück eingenommen wurde.

Darnach begaben sich alle wieder auf einige Minuten in die Kapelle, um auch der Seele noch einmal kräftige Nahrung zu verabreichen.

Nun kam die Reinigungszeit, in der die Novizen nach dem Besen griffen und die Zimmer und Gänge segten oder mit Wasser und Strupper von Grund aus reinigten. Diese und überhaupt alle niederen Arbeiten verrichtete Heinrich mit besonderer Vorliebe.

Hernach verfügten sich die Novizen wieder alle zum Morgenbesuch des allerheiligsten Sacramentes in die Kapelle und widmeten sich einer frommen Lesung. Beides, Besuch und Lesung, dauerten eine halbe Stunde. Daran reihte sich die Unterweisung, in welcher den zukünftigen Ordensmännern die Regel erklärt und gezeigt wurde, worauf Tugenden und Fehler beruhen, wie jene anzueignen, diese zu entfernen sind. Auch diese Zusammenkunft währte eine halbe Stunde.

Bis zum Mittagessen waren die Beschäftigungen verschieden. Theils durch Studium, aber dieses immer geheiligt durch die gute Meinung und Stoßgebete, theils durch fromme Lesung, theils durch Ausziehen eindrucksvoller Stellen aus Büchern geistlichen Inhalts verbrachten sie die Stunden bis zur viertelstündigen Gewissensforschung vor der Mahlzeit. Beim Essen selbst durfte kein Wort gesprochen werden, sondern es wurden Abschnitte aus der hl. Schrift, der Kirchengeschichte und des „Heiligenkalenders“ vorgelesen.

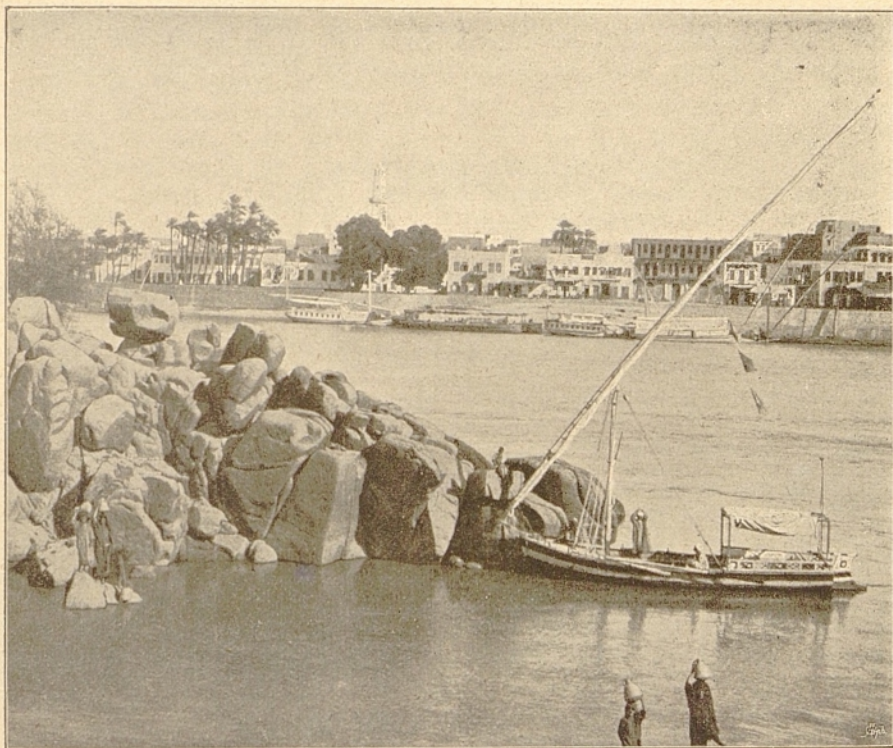
Nach dem Mittagessen begab man sich eine Stunde zur Erholung; drei und drei, so wie sie eben vom Obren angewiesen wurden, giengen die Novizen im Hof oder bei schlechter Witterung auch im Gange auf und ab, wo man sich heiter und zwanglos, ohne jedoch ausgelassen zu sein, über geistliche oder sonst nützliche Dinge unterhielt. Wie sehr Heinrich auch hier die goldene Mitte zu finden wußte, so daß er als einer der liebenswürdigen Gesellschafter galt, geht klar und deutlich aus den Worten eines seiner ehemaligen Mitnovizen hervor. „In seinen Gesprächen betonte er immer wieder, daß ein Ordensmann nichts anderes denken soll, als sich im geistlichen Leben zu vervollkommen . . . Die Fröhlichkeit im Herrn gefällt jederzeit an einem Ordensmanne. Sie war nun dem P. Seiner so ganz eigen, daß sie sozusagen in ihm verkörpert war. In der That, Seiner war unser Bruder Hilarius (Heiter). Wo er sich befand, da war auch alles fröhlich, zufrieden und guter Dinge . . . Er sprach gerne von guten und heiligen Dingen, doch ohne jemanden schwer zu fallen. Er verstand sich auch auf gesunden Scherz und Wit. Aber nie kam ein Wort über seine Lippen, das auch nur im ent-

ferntesten die Königin der Tugenden, die brüderliche Liebe, hätte verletzen können . . . Dies verdient umso mehr beachtet zu werden, als P. Seiner mit Brüdern zu verkehren hatte, die in Gemüthsart, Alter und Herkunft so verschieden von einander waren. Und doch, wer wüßte nicht, wie leicht man sich gerade unter solchen Umständen etwas zu Schulden kommen läßt? . . . Er fühlte tief das Wohl und Wehe seiner Mitbrüder und war ihnen stets zu helfen bereit. War einem Bruder ein Un-

glück zugestoßen, so suchte er ihn zu trösten, zu erleichtern . . ."

Wahrhaftig ein großes Lob! Es ist eines Heiligen würdig, denn „wer nicht mit der Zunge fehlt, ist ein vollkommener Mann“, sagt die heilige Schrift. (Jac. III. c.)

Der Nachmittag verlief ähnlich, wie der Morgen. Handarbeit, Studium, geistliche Lesung, eine halbstündige Betrachtung und Besuchung des Allerheiligsten, das Lesen der Lebensbeschreibung eines



Assuan.

Heiligen und die Verrichtung des hl. Rosenkranzgebetes füllten die Zeit bis zum Abendessen aus. Wie am Mittage herrschte auch dabei Stillschweigen, und folgte auch ihm ein kurzer Besuch des heiligsten Sacramentes und eine Erholung. Hierauf waren die Nachtgebete, die Gewissensforschung und Vorbereitung der Betrachtungspunkte für den kommenden Tag. Dann gieng es still und ruhig, die Gedanken mit der Betrachtung beschäftigt, zur Ruhe. Etwas nach 9 Uhr lag es bereits über dem ganzen Hause wie eine ergreifende, heilige Sabbatsruhe.

So wie dieser Tag vergiengen auch alle andern während der Zeit des Noviziates, mit dem einzigen

Unterschiede, daß Seiner mehr und mehr den Geist seiner Genossenschaft in sich aufnahm, indem er sich bestrebte, der Mahnung des großen Völkerapostels nachzukommen: „In allen Dingen erweise dich selbst als Vorbild guter Werke, in der Lehre, des lauten Lebenswandels und der Würde. Dein Wort sei gesund, untadelhaft, damit der Widersacher sich scheue, wenn er nichts Böses von uns zu sagen hat.“ (Tit. II., 7, 8).

Es wird gewiß kein vernünftiger Mensch leugnen, daß das ständige Leben unter solchen Bedingungen Opfer, mitunter große Opfer fordert. Und doch haben wir das Leben unseres Novizen eigentlich nur

von außen uns angesehen. Wie viel schwerer aber die völlige Unterwerfung auch des inneren Menschen ist, das können im Grunde bloß jene im vollen Umfange verstehen, die sich selbst diesem Leben unterzogen haben. „Das gemeinschaftliche Leben,“ schreibt der hl. Johannes Berchmanns, „ist die größte Abtödtung.“ Freilich mag es auch in der Kaserne manchmal recht stramm zugehen, aber ein himmelweiter Unterschied ist zwischen „Drille“ und „Wille“. Des Soldaten Haupt Sorge ist es, nach dem Rittmeister oder sonstwem zu schauen, die Pflicht und Aufgabe des Ordensmannes, keinen Augenblick sich selbst aus dem Auge verlieren. Dafs das keineswegs etwas Leichtes ist, gestehen selbst die Gegner

der „Rutten“ ein; manche halten es geradezu für wahnsinnig.

Ich glaube daher, und das wohl mit Recht, man dürfte es unbedenklich auf einen Satz von Zehntausend gegen Eins ankommen lassen, dafs es keiner von all den großen „Mönchenfressern“ auch nur ein halbes Jahr bei den „religiösen Faulenzern, die von der Dummheit des einfältigen Volkes leben“, aushielte. Ich wette, er hätte vor diesem Leben eine größere Furcht als vor einem Wolf, und es möchte ihm gewifs nicht schöner ergehen, als dem Petrus, der jetzt betheuert, er stirbe mit seinem Herrn und ihn in der nächsten Stunde nach einer schmählichen Flucht dreimal verleugnet. (S. f)



Unterstützung unserer Missionshäuser und Missionen.

Offener Briefwechsel.*)

R . . . , den 10. Februar 1902.

Löbliche Schriftleitung!

Nabei übersende ich Ew. Hochwürden 10 Kronen für die Missionsanstalt in Mähland. Sie werden sich vielleicht darüber wundern, dafs die Gabe etwas klein ausgefallen ist, obwohl ich nach meinen guten Verhältnissen, in welchen ich Gott sei Dank lebe, reichlichere Almosen spenden könnte. Zu meiner Rechtfertigung will ich Ihnen aber in Kürze einige diesbezügliche Gründe auseinandersetzen.

Vor allem möchte ich bemerken, dafs es meine Ueberzeugung ist, es sei besser, die Missionen am Orte ihrer Wirksamkeit unmittelbar zu unterstützen, als den einheimischen Missionshäusern die Almosen zuzuwenden.

Das Missionshaus in Europa, das ja auch den Titel Mutterhaus führt, kommt mir nämlich in seinem Verhältnisse zur Missionsniederlassung im Heidenlande vor wie die Mutter zu ihrem Kinde — eine Ansicht, die ich auch vollkommen begründet und be-

stätigt finde. Das wäre nun aber gewifs keine gute Mutter, die immer und immer wieder klagt und jammert, man möchte ihr selbst die fetten Bissen zuwenden, was jedoch in Wirklichkeit nicht weniger heißt, als sie ganz oder wenigstens zum größten Theile dem Kinde entziehen. Wenn ich daher stets bestrebt war und es auch jetzt noch bin, meine Spenden in erster Linie der Mission selbst anzuweisen, so glaube ich, die Mutter, das heißt, das Mutterhaus, müßte darüber eine helle Freude empfinden.

„Geld regiert die Welt.“

Der Missionär, welcher persönlich in seiner Niederlassung das Geld empfängt, kann damit auch wirklich etwas anfangen, und man wird dann ebensov bald einen Fortschritt wahrnehmen. Selbstverständlich will ich diesen Satz richtig aufgefaßt wissen und ihm nicht im Geringsten die Deutung unterschreiben, als ob der Missionär hauptsächlich mit Geld missionieren sollte.

Der Missionär scheint mir vielmehr ein Gärtner zu sein, der von seinem Herrn in die wilde Pflanzung gesendet wird, um dort die Bäume auszuputzen und zu veredeln, und dabei dienen ihm die Mittel, die er von uns erhält, gewissermaßen als Deulirmesser. Was würde es aber den Bäumen nützen, wenn der Herr selbst das Messer in die Hand bekäme, um

*) Nachdem die Schreiberin sich inzwischen von der Falschheit ihrer früheren Anschauungen überzeugt hat, glaubt sie, dafs die Veröffentlichung der beiden ersten Briefe auch vielen andern, die gerade so wie sie dachten und noch denken, ebenfalls zur richtigen Einsicht verhelfen könnte. Sie bat daher, um die Veröffentlichung im „Stern der Neger“, was hiemit bereitwilligst geschieht.

damit seine ohnehin oculierten Bäume noch mehr zu beschneiden?

Und stellen Sie sich einmal vor, es wäre in einer Pfarrei ein großes Elend ausgebrochen und es würden allseitig Gaben gesammelt; aber statt sie dem Pfarrer und seinen bedrängten Pfarrkindern zu übergeben, übermittelte man sie dem Grundstock des Priesterseminars der betreffenden Diocese. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß mir auch die „Palast- und Prachtbauten“ mancher Missionsinstitute sonderbare Gedanken aufkommen lassen, so vermeine ich wenigstens, meinen Standpunkt genügend gerechtfertigt zu haben und lebe der festen Ueberzeugung, daß Sie mir eine freie und offene Aussprache nicht übel nehmen. Sollten jedoch Ev. Hochwürden in der Lage sein, mich eines Bessern belehren zu können, so würde das nur zu meiner größten Freude geschehen. Bis dahin verbleibe ich

Hochachtend

E. G.

* * *

Antwort.

M ü h l a n d, den 13 Februar 1902.

Geehrte Frau G.!

Vor allem meinen besten Dank für die übersandten zehn Kronen. Zugleich verbinde ich damit mein aufrichtigstes Compliment für die Geschicklichkeit, mit welcher Sie Ihren Standpunkt (in der Frage über die Unterstützung von Missionshaus und Missionen) verteidigten. Da Sie jedoch in dem Schlusssatz Ihres Briefes vom ersten Faschingstag d. J. (wenngleich etwas ironisch gefärbt), den Gedanken aussprachen, daß Ihnen eine Rückantwort nicht ganz unerwünscht wäre, so erlaube ich mir, hiemit auf die von Ihnen angezogenen Gründe und Beispiele etwas näher einzugehen.

Es wird Sie gewiß recht angenehm überraschen, wenn ich gleich anfangs Ihnen erwidern kann, daß ich mit Rücksicht auf die von Ihnen gewählten Beispiele vollauf Ihrer Meinung bin. Auch ich hege die Ansicht, daß sich das Missionshaus in Europa zur Mission in Afrika wie eine Mutter zur Tochter verhalte; auch ich kann ohne weiteres den Missionär als Gärtner betrachten, welcher das Gute, das er in der heidnischen Natur noch findet, heben und veredeln soll und das Böse mit dem Messer wegschneiden muß. Auch ich finde den Vergleich mit dem Landpfarrer und seinen unglücklichen Pfarrkindern gar nicht unpassend, und was die „Prachtbauten“

mancher Missionshäuser betrifft, so haben Sie mir geradezu aus dem Herzen gesprochen.

Sie möchten nach diesen Worten vielleicht überzeugt sein, daß dann wohl überhaupt niemand anderer Ansicht sein könnte als Sie, aber ich muß Ihnen gleichwohl auch gestehen, daß ich selbst dieser „niemand“ bin, der Ihre Auffassung nicht im Entferntesten zu theilen vermag. Das wird Sie womöglich erst recht überraschen; auffallender, bedünkt es Sie, könnte man sich doch sonst nicht leicht widersprechen. Allein jede Medaille hat auch ihre Kehrseite, oder vielmehr so viele, als es Menschen gibt, die sie betrachten.

Das Missionshaus in Europa kommt Ihnen „in seinem Verhältnis zur Missionsstation im Heidenlande ungefähr so vor, wie eine Mutter zu ihrem Kinde“. Mir genau ebenso! Aber was Sie daraus zu folgern belieben, darf ich keineswegs gelten lassen, da Sie von vornherein eine vollkommen ungerechtfertigte Annahme machen. Sie setzen eine Mutter voraus, der selbst nichts oder doch nur wenig abgeht und die überdies bloß für ein Kind zu sorgen hat. Wenn Sie aus einer solchen Voraussetzung Ihre Schlüsse ziehen, haben Sie völlig recht. Aber es paßt dann nicht mehr auf unser Missionshaus in Mühlwand. Sie müssen sich hingegen eine Mutter denken, welche die heiligste Pflicht hat, ihr Kind, oder besser gesagt, ihre Kinder, denn es sind bereits gegen hundert und sollten immer noch mehr sein, religiös und wissenschaftlich zu erziehen und der Felsenspitze christlicher Vollkommenheit entgegenzuführen; Sie müssen sich diese Mutter aber außerdem noch vorstellen, wie auf der gramdurchfurchten Stirne die düstern Wolken tagtäglich Nahrungsforgen liegen, Sorgen, die sie an der Ausübung ihres eigentlichen Mutterberufes hindern; Sie müssen hineinschauen in das Herz dieser Mutter und den Schmerz mitfühlen, das Leid erwägen, den Kummer theilen, um zu begreifen, wie groß diese sein müssen, wenn sie voraus sieht, daß der ständige Kampf um das tägliche Brot verhängnisvolle Lücken in die Ausbildung der Kinder reißt und verderbliche Folgen für deren späteres Wirken hat; Sie müssen sich nun selbst fragen: „Was würde ich von einer solchen Mutter halten, die ungeachtet aller dieser Umstände für ein Kind in der Ferne, das sie so wie so unterstützt, die Werbetrommel schläge?“ — Noch mehr! Was würden Sie von einer Lehrerin sagen, die während der Schulzeit die ihr anvertrauten Kinder nur oberflächlich lehrte, wogegen sie immer alle Mühe und Sorgfalt für sie aufwendet, wenn sie der Schule entwachsen und ins thätige Leben hineinversetzt sind?

So aber würde es ganz genau jedes Mutterhaus machen, das nicht einen einigermaßen leidlichen materiellen Zustand schaffen wollte. Denn gerade sovieler Mühe und Sorgfalt, welche es auf die Herbeischaffung seines täglichen Unterhaltes verwenden muß, sovieler werden auch der religiösen Ausbildung entzogen. Seien Sie aber vollends überzeugt, daß die Wirksamkeit eines Missionärs hauptsächlich auf der eigenen religiös ascetischen Erziehung und Vollkommenheit beruht. Diese muß er jedoch schon in die Mission mitbringen und nicht dort erst sich erwerben.

Wollen Sie daher in Wahrheit einen Missionär thatkräftig unterstützen, so brauchen Sie nur für sein Mutterhaus eine offene Hand haben; selbstverständlich, wenn dieses der Unterstützung bedürftig ist.

Wenn Sie übrigens den Vergleich von Mutter und Kind des weiteren für sich noch ausführen, werden Sie noch eine Menge Gründe auffinden, die in diesem Sinne sprechen.

Was das Bild mit dem Gärtner betrifft, so hat es mit demselben genau dieselbe Bewandnis. Zunächst haben Sie viel zu viel gesagt, wenn Sie dem Gelbe den Wert eines Oculiermessers beilegen. Aus dem vorhin Gesagten dürfte allein schon das Gegentheil hervorgehen. Wollen Sie aber einmal betrachten, was jene Völker, die mit Geld und Gold missionieren (ich meine England und Amerika), wirklich Großen — und dieses Große ist unleugbar sehr klein — als Missionäre geleistet haben — und Sie werden mir bereitwilligst beispflichten! Ihr Gärtner ist nur ein halber Gärtner, und es steht zu befürchten, daß er dort „oculiert“, wo er gar nicht soll oder zum mindesten nicht gut zu Werke geht. Also auch hier wäre der richtige Schluss: „Ich will auch die Missionshäuser in Europa unterstützen, damit die daraus hervorgehenden Missionäre ohne Hindernis für ihren Beruf herangebildet werden und auch mit festen Kräften des Geistes und Körpers die großen Entbehrungen und Opfer ihres Standes ertragen können.“

Wie sehr Sie übrigens das Missionswesen mit weltlichen Augen anschauen, zeigt ebenfalls Ihr Beispiel mit dem Landpfarrer. Weiß Gott! Sie denken bei dem Glend, das seine Pfarrkinder getroffen, an irgend ein Brandunglück oder einen Hagelschaden. Dann hätten Sie allerdings recht.

Aber es handelt sich bei einem Missionär doch vor allem um den Brand, der die Seelen verzehrt.

Stellen Sie sich nur einmal eine Gemeinde vor, in welcher alles, Mann und Maus und Kind und Regel „Los von Rom!“ schrie, und es handelte sich darum, einen tüchtigen Pfarrer hinzusenden. Setzen Sie nun den Fall, Sie selbst dürften wählen zwischen einem Geistlichen, der ohne Hemmnis für seinen Beruf erzogen worden wäre, und einem, der mit unsäglichem Sorgen ums tägliche Brot kämpfend, so gut es eben gieng, seine Studien vollenden mußte. Für welchen würden Sie sich entscheiden, falls die sonstigen Verhältnisse als auf beiden Seiten gleich angenommen werden? Jedenfalls für den ersteren. Nehmen Sie nun ferner noch an, ein Priesterseminar wäre wirklich so arm, daß die Erziehung seiner Zöglinge darunter Noth leiden müßte, würden Sie es dann noch lächerlich finden, falls man ihm die Mittel zur richtigen Heranbildung des Clerus zur Verfügung stellte?

Was Sie schließlich über „Palastbauten“ von Missionshäusern andeuten, ist zum mindesten übertrieben. Was auch daran sein mag, wahr ist es, daß die Missionen fremder Völker materiell besser gestellt sind als unsere einheimischen und ebensowahr ist es, daß dieser Unterschied nicht daher kommt, weil die deutschen Völker weniger Opferinn befaßen, sondern daher, weil viel deutsches Geld in fremdländische Missionen geht, während von fremden Nationen den deutschen Missionen nichts oder fast nichts zufließt.

Da ich jedoch befürchte, Sie möchten mir vorwerfen, ich arbeitete darauf hin, man solle die Missionen im fremden Lande (ich meine aber unter dem „fremden Lande“ nur das Heidenland!) nicht unterstützen, so möchte ich diese Befürchtung zerstreuen, indem ich zum Schlusse anfüge, daß mir dies ganz und gar ferne liegt. Ich wollte nur darauf hinweisen, wie gefährlich der Wahn ist, „als sollte man die Missionen im Heidenland eher unterstützen als das Mutterhaus. Zugleich konnte aber auch, um die Ehre unserer eigenen opferwilligen Stammesangehörigen zu retten, natürlich der Hinweis auf die nichtdeutschen Völker unmöglich unterbleiben; denn es ist gewiß gut und schön, wenn man seinen eigenen dürftigen Landesangehörigen unter die Arme greift, welche für dieselbe hohe, heilige Sache der christlich-katholischen Glaubensverbreitung ebenso ihr Blut und Leben einsetzen, wie die Missionäre der übrigen Nationen. Darum haben sie aber auch schon durch das natürliche Recht

cher Anspruch auf die Unterstützung ihrer Landsleute als jene; darum haben aber auch diese ihre Landsleute gewissermaßen die Pflicht, die Missionäre des eigenen Volkes vor allem zu unterstützen. Es hängt davon mehr ab, als man gewöhnlich glaubt.

Es steht das Ansehen der ganzen Nation auf dem Spiel. Oder warum meinen Sie, daß man von Oesterreich im Auslande fast gar nicht spricht, daß Deutschland nur als protestantische Macht gilt, während es überall heißt: „Ja, die Franzosen, die Franzosen!“ u. c.? Seien Sie fest überzeugt, es kommt größtentheils daher, weil das deutsche Geld, statt den eigenen Missionshäusern und Missionen, den fremden Stationen zugute kommt. So sind ihnen im

eigenen Lande schon die Hände gebunden und in den Missionen vollends müssen sie sich ob wohl oder übel von den Fremden überflügeln lassen. Die Unterstützung der eigenen Missionshäuser und Missionen ist demzufolge nicht nur eine Forderung der Gerechtigkeit, sondern auch eine Ehrensache.

Ich denke, das wird Ihnen vorläufig genügen, um zu einer andern, und wie ich glaube, hinzuzufügen zu dürfen, besseren Ansicht den Weg zu bahnen. Indem ich dieser Hoffnung lebe, verharre ich

Ergebenst

Einer von der Schriftleitung.

P. S. Stehe zu weiterer Aufklärung gerne zu Diensten!

Tigerjagd.

S hier in Mandera (Deutsch-Ostafrika), schreibt P. Gattang, ist der Tiger unser schrecklichster Feind. Schon einmal holte er uns 6 Ziegen, während wir zu Mittag aßen. Neulich erwürgte er uns 40 Thiere, wieder zur Mittagszeit. Das war zu stark. Sofort machten wir eine Hezjagd auf ihn; aber der Schlauberger ließ sich nicht sehen. War's Furcht, war's List? Ich weiß es nicht. Vielleicht war es besser für mich, daßs er nicht kam, denn selbst mit meiner Flinte bin ich des Lebens nicht sicher, und ich garantiere niemand für seine Haut, wenn ich ihm einen Apfel vom Kopfe schießen soll. Am selben Tage legte ich eine Schlinge. Am nächsten Tage schickte ich ein Kind, um nachzuschauen, ob der Fang geglückt sei. 5 Minuten später läuft der kleine Bursche wie toll im Haus und Hof und Garten herum. . . . „Was giebt's denn,“ ruft man ihm zu, „bist du verrückt?“ „Oh, oh,“ schreit er athemlos, „oh, oh — Tiger — groß — gehört . . .“ und er fängt seine Sprünge von neuem an. Auf das Alarmsignal waren schnell alle Jäger des Dorfes mit geladenen Flinten um den Vater versammelt. 100 Schritte vor der Fanggrube hörte man plötzlich ein furchtbares Gebrüll. Den Negern fallen vor Schreck die Gewehre aus der Hand, und im Nu sind die Helden hinter allen Hecken und Büschen verschwunden. Der Vater mußte nun allein dem Feind auf den Leib rücken. Ein Schuss — und das Brüllen verstummt; die Kugel hat ihm die Stirn zerschmettert. Der Kampf war leicht, schwieriger war es, zwei Neger zu bewegen, den

Tiger fortzutragen; selbst todt schien er ihnen noch furchtbar. Endlich, nachdem sie sich von seinem Tode überzeugt hatten — und das dauerte eine lange Weile — trugen sie furchtsam den gefallenen Räuber fort. Da springen auf einmal alle Jäger aus ihren Verstecken hervor, heben ihre Gewehre auf und begleiten stolz die Beute, als ob ein jeder ihm den Gnadenstoß gegeben hätte. Der älteste Neger stimmt das Siegeslied an:

„Er ist todt, der Feind; er ist todt!“

und alle antworten stürmisch: „Dhe! Dhe!“

„Er, der unsere Kinder fraß!“ — Dhe! Dhe!

„Er, der unsere Hühner zerriss!“ — Dhe! Dhe!

„Er, der uns in Schrecken setzte!“ — Dhe! Dhe!

„Jetzt ist er todt; er ist todt!“ — Dhe! Dhe!

„Er hat die Schafe des Vaters gefressen!“ — Dhe! Dhe!

„Er hat die Ziegen der Mission erwürgt!“ — Dhe! Dhe!

„Er hat die Hirten geängstigt!“ Dhe! Dhe!

„Aber jetzt ist er gefangen, gefangen!“ — Dhe! Dhe!

„Gefangen in der Eisenschlinge!“ — Dhe! Dhe!

„Getödtet mit einer Kugel!“ — Dhe! Dhe!

„Mit einer Kugel in die Stirn!“ Dhe! Dhe!

„Jetzt ist er todt; er ist todt!“ — Dhe! Dhe!

„Verachtung sei ihm und Spott!“ — Dhe, Dhe!

„Gehaßt sei er und geschändet!“ — Dhe! Dhe!

„Mit seinem Schwanz macht euch Bauchgürtel!“ —
Dhe! Dhe!

„Mit seiner Haut Ledermützen!“ — Dhe! Dhe!

„Schmach und Spott dem Feind, dem alten Unheilstifter!“
Dhe! Dhe! Dhe! Dhe!

Dieser Gesang wird bei Erlegung aller Raubthiere gesungen; d. h. die Melodie ist dieselbe, die Worte werden je nach den Umständen improvisiert.

Die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.

Es dürfte für unsere Leser von Interesse sein, einen Ueberblick über den heutigen Stand der Missionen in den deutschen Schutzgebieten zu gewinnen. In folgender Tabelle, welche wir den „Kath. Missionen“ entnehmen, möchten wir diesem Wunsche

unserer Leser entsprechen. Als Hauptquelle diente der Jahresbericht des deutschen Afrikaver eins, doch wurden die Lücken und Ungenauigkeiten soviel als möglich nach dem in den verschiedenen Missionszeitschriften gebotenen Material ergänzt und ausgeglichen.

Afrika.

Missionsgebiet	Missionsgesellschaft	Missionspersonal				Stationen	Kirchen, Kapellen	Schulen	Schüler	Spitäler, Waisenhäuser u. dgl.	Katholiken	Katechumenen
		Priester	Brüder	Schwefelern	Katechisten							
Deutsch-Ostafrika:												
Apost. Vicariat Nord-Sansibar . . .	Väter vom hl. Geist	25	22	25	51	17	15	12	5345	3	7294	
	Trappisten	6	5	10		6		3	110	1		
" Präfectur Süd-Sansibar . . .	Benedictus-Genossenschaft	10	15	17		9		27	1050	10	1700	1300
" Vicariat Tanganika . . .	Weißer Väter	18	6	9	41	6		46	2787	14	1963	9017
" " Unjanjembe . . .	"	15	5	6	49	6		6	180	6	1342	6000
" " Süd-Nyanza . . .	"	12	6		115	8		12	374	9	1710	4965
Deutsch-Westafrika:												
Apost. Präfectur Kamerun . . .	Fallottiner	13	23	5			10	63	1790		3210	
" " Togo . . .	Steyler Missionäre	12	9			18		17	963		1350	
Deutsch-Südwestafrika:												
Apost. Präfectur Südwestafrika . . .	Oblaten d. Unbesl. Empf.	8	8			1	2				120	
" Vicariat Oranjefluß . . .	Obl. d. hl. Franz v. Sales	1				1						
Total:		120	99	81	256	72	34	186	12529	43	18689	21282

Ozeanien.

Apost. Präf. Kaiser Wilhelmsland . . .	Steyler Missionäre	7	9	4		4	4	4	65		210	
" Vicariat Neupommern . . .	Miss. v. hl. Herzen Jesu	21	29	16	9	25	29	25	1051	3	8449	
" " Samoa . . .	Maristen	25	8	31	93	13	91	96	635		6582	
" Präfectur Salomoninseln . . .	"	5	—	2	7	2	1	1	54		72	
Karolinen und Palau-Inseln . . .	Spanische Kapuziner	11	16	—	—	12	15	16	900		1400	
Mariannen . . .	Epan. Augustin. Recoll.	7	—	—	—	8	8	—	—		10826	
Total:		76	62	53	109	64	148	142	2710	3	27539	

China.

Süd-Schantung . . .	Steyler Missionäre	36	21		200	35	75	143	1961	5	15252	
Total der deutschen Besitzungen:		232	182	134	565	171	257	471	17200	51	61480	21282

Von der eminent civilisatorischen Thätigkeit der Missionäre legen die Katechetenz-, Gewerbe-, Handwerker- und Ackerbauschulen, die in den verschiedenen Districten aufgeführt werden, beredtes Zeugnis ab. Hier ist es, wo zahlreiche Eingeborene in Schreinerei,

Schlosserei und Schneiderei, in Viehzucht, Garten- und Plantagenbau unterwiesen werden. Die eine oder andere Niederlassung besitzt auch eine Druckerei. Einer Reihe von Nebenschulen stehen einheimische Lehrer vor, die in den Missionen herangebildet wurden.



Aus dem Missionsleben.

Eigenthümliche Hochzeitsgebräuche.

In der Missionsthätigkeit gibt es bekanntlich viele verschiedene Arbeiten, wie Niederlassungen gründen, Kirchen bauen, Schulen und Krankenhäuser errichten und dieselben verwalten, den Heiden das Wort Gottes verkünden, sie im Katechismus unterrichten usw. Das alles hat zum Zwecke die Bekehrung der Heiden. Welch heilige Freude genießt dann der Missionär, wenn es ihm nach allen diesen Mühen gelingt, über das Haupt eines Negers das Wasser der geistigen Wiedergeburt zu gießen! Welch reichlicher Lohn für die vielen Arbeiten und Mühen, die es gekostet hatte, um zu einem solchen Schritte zu kommen! Und dennoch ist dies nicht das Hauptziel des Missionärs. Er muß sich nicht begnügen, Taufen zu spenden, die Neugetauften zum Empfang der Sacramente der Buße, Firmung und Communion vorzubereiten, denn alle diese Sacramente sind in erster Linie nur zum persönlichen Wohle der Einzelnen. Er muß vielmehr dahin streben, echt christliche Familien zu bilden, was ihm durch gut erprobte und gesegnete Ehen gelingen wird. In dieser Weise geht das Werk der Glaubensverbreitung viel rascher voran, denn es sind nicht mehr zwei oder drei Missionäre, die in einer Niederlassung wirken, sondern jeder gute Familienvater wird ein Missionär für seine Familie, jede gute Familienmutter vertritt die Stelle einer Missionschwester. Dahin zielt hauptsächlich das Streben des Missionärs und er fühlt sich überaus glücklich, wenn er seine Mühen hierin gesegnet sieht; und mit Recht, denn bald wird er christliche Dörfer aufkommen sehen und ganze Völkerstämme dem süßen Joch Christi gewonnen haben.

Was nun die Neger anbelangt, obgleich sie zur hl. Ehe die nöthige Vorbereitung und Vorbedingung bringen und somit ihrer reichlichen Früchte theilhaftig werden, behalten sie dennoch bei der Eheschließung die in ihrem Stamme gebräuchlichen Sitten gewissenhaft, Sitten und Gebräuche, die wir in folgendem Beispiel den Gebräuchen der Europäer als vollständig entgegengesetzt finden werden.

Die sonderbare Trauung wurde in Assuan am 25. November v. J. vorgenommen.

Der Bräutigam namens Abd el Malak ist ein Jüngling aus Sifta, Unterägypten, von ungefähr 22 Jahren. Er war früher ein schismatischer Kopte, wie es seine Eltern und Geschwister auch heute noch

sind und trat vor sechs Jahren zur koptisch-katholischen Kirche über. Zu diesem wichtigen Schritte wurde er bewogen von der Ueberzeugung der Wahrheit und Echtheit der katholischen Kirche und von den strengen Sitten der katholischen Priester und Gläubigen, die ihn sehr erbauten. Er ist ein tugendhafter Jüngling und als solcher von allen anerkannt und geliebt.

Nachdem er sich auf mehrere Handwerke ohne Erfolg verlegt hatte, entschloß er sich am Ende, zu einem Schuhlicker in die Lehre zu gehen, wo er auch standhaft ausharrte. Als Schuster trat er in die sudanesishe Armee ein, nahm Antheil an mehreren Feldzügen gegen die Derwische, immer jedoch im Nachzug. Nach vollendeter Eroberung des Sudan zog er mit seinem Regiment nach Assuan, wo er vor Freude fast außer sich war, dort eine katholische Kirche zu finden, nachdem er drei volle Jahre inmitten ungebildeter, unsittlicher, mohammedanischer Soldaten zugebracht hatte. Nun brachte er seine freien Stunden in unserem Hause zu, woselbst man ihn immer, mit einem Gebetbuch oder einem Katechismus in der Hand, sah. Er wohnte täglich der hl. Messe und anderen gebräuchlichen Andachtsübungen, wie Rosenkranz, Segen usw., soweit es ihm sein Geschäft erlaubte, bei. Um sich jedoch mehr und mehr von dem Verkehr mit jenen unsittlichen Kameraden fernzuhalten, gedachte er sich durch eine gute Heirat bessere Gesellschaft zu besorgen und zwar in einem eigenen Häuschen. Gedacht, gethan.

Er eilte zur Mission und theilte dem Oberen sein Vorhaben mit. Dieser ermutigte ihn dazu und gab ihm die nöthigen Rathschläge. Die Braut war bald gefunden. Bei dieser Wahl fiel sein Blick auf Annunciata Giddei, ein dunkelbraunes Abessiniermädchen von 19—20 Jahren. Dasselbe wurde einst mit 15 anderen Knaben und Mädchen auf den Straßen Massauas aufgefangen, nach Kairo gebracht und in der Negerecolonie in Gessira untergebracht. Dort genoß Annunciata eine gute christliche Erziehung, bis sie im Herbst des Jahres 1898 nach Assuan geschickt wurde. Sie wurde immer ein lebendiges Beispiel für ihre schwarzen Gefährtinnen und deshalb von allen geachtet und geliebt. Sie war nun die auserlesene Braut Abd el Malaks. Bevor ich aber die einem Lustspiel ähnliche Geschichte ihrer Trauung erzähle, erlaube ich mir eine Be-

merkung, die der Leser im Verlaufe der Geschichte vor Augen haben muß, um daran kein Aergerniß zu nehmen.

Die Bemerkung bezieht sich auf die vollständig entgegengesetzten Gebräuche der Kopten und der Neger bei Eheschließungen. Bei den ersteren muß die Braut ihrem Manne alle Liebe und Anhänglichkeit zeigen und große Liebe für den Ehestand. Ebenso der Bräutigam der Braut gegenüber. Bei letzteren gerade das Gegentheil. Da muß die Braut Abneigung zeigen zum Ehestand und große Scheu vor jedem Manne. Sowohl der eine als die andere hielten fest an ihren Gebräuchen.

Die Feier war bestimmt für den letzten Sonntag des Kirchenjahres (25. November). Schon mehrere Tage vorher bereiteten sich die Verwandten und Bekannten des Brautpaares vor, um denselben ein herziges Fest zu machen. Die Mädchen zappelten schon vor Ungebuld, und als sie die ersten Töne der Felltrommel vernahmen, fiengen sie an zu tanzen und hüpfen wie Gemslein. Indessen hockt die Braut ganz einsam in einem Winkel des Hauses und verdeckt mit zitternden Händen Thränen, die ihr ununterbrochen von den großen Augen rollen. Hätte sie der Leser gesehen, so hätte er wohl geglaubt, ein Schlachtopfer vor sich zu haben, welches seine letzten Stunden abwartet. Er hätte gemeint, Annunciata bereue und beweine den Schritt, den sie gethan. Nein, dem ist nicht so; sie muß sich traurig und schwermüthig zeigen, ein heiteres Gesicht würde ihr zur Schande gereichen. Es ist einmal so der Gebrauch in ihrer Heimat und von demselben will sie keinen Finger breit abweichen. Es sind sogar Gegenden, wo die Braut, um bei der Trauung ein düsternes und eingefallenes Gesicht zu schneiden, mehrere Tage vorher tüchtig fasten muß.

Endlich kam der heißersehnte Morgen. Die Kirche war so gut als möglich geschmückt. Vor dem Altar war eine mit schönem Tuche überzogene Kniebank. Rechts und links waren zwei Sessel für die Zeugen. Ein Negerknabe aus dem Stamme der Schilluk spielte auf dem Harmonium, und außer sich vor Freude vergaß er hie und da den Ernst eines katholischen Orgelspielers und mischte einige lustige Walzer und Märsche unter die ernste Kirchenmusik.

Die Braut, weiß gekleidet, überdies noch in einen langen, weißen Schleier gehüllt, kümmerte sich gar nicht um den Bräutigam und kam ganz allein in die Kirche, wo sie schnurgerade auf die genannte Kniebank losgieng. Nun drängt sich alles in die Mitte der Kirche.

Bald darauf meldet sich der Bräutigam am Kirchthor an durch ein gewaltiges Stampfen seiner mit

Hufeisen und Nägel gut versehenen Stiefel. Er hatte vergebens nach der Braut gesucht; erst als er von den Leuten vernommen, sie sei bereits an ihrem Platz, kam er ganz bestürzt in die Kirche, machte sich mit Gewalt einen Weg durch die Menge, und als er Annunciata an der Bank sah, hemmte er seine gewaltigen Schritte und näherte sich ihr leise, um an ihrer Linken Platz zu nehmen. Sie aber, da sie ihn nicht in ihrer Nähe haben wollte, rückte sofort nach rechts bis ans Ende der Bank, sodasß zwischen den beiden ein fast zwei Meter breiter Raum leer blieb. Indessen kam der Priester, um die Trauung vorzunehmen. Als er beide in einer solchen Entfernung von einander sah, gab er der Braut ein Zeichen, etwas näher zu kommen. Abd el Malak selbst that sein Möglichstes mit Winken und Zischen, aber vergebens. Es war einmal so der Gebrauch bei ihren Landsleuten und sie hielt fest daran. Erst als man ihr bemerkte, es sei der Wille des Priesters, rückte sie ein paar Centimeter nach links.

Nun fragte der Priester zuerst Abd el Malak: „Willst du Annunciata als deine Braut annehmen?“ Er erhielt zur Antwort ein hellklingendes „Ja“. Hierauf richtete er die respective Frage an Annunciata. Alles wird still, um das merkwürdige Ja zu vernehmen. Sie sprach es aber so leise, daß kaum der Priester es verstehen konnte.

Hierauf wurde der Ring gesegnet und sollte vom Bräutigam an den Finger der Braut gesteckt werden. Hier wuchs die Schwierigkeit. Er versucht, drückt, zieht, schiebt, aber alles umsonst, der Ring war zu klein. Endlich nahm er alle seine Kräfte zusammen und zog am Finger so gewaltig, daß die Arme fast hellauf schrie. „Gott sei Dank, es ist doch gelungen,“ sagte Abd el Malak.

Nun begann die hl. Braut-Messe; es gieng alles gut bis zum Vaterunser. Dort ereignete sich wieder ein Zwischenfall. Sie sollten alle beide auf der obersten Stufe des Altars niederknien, um den hl. Segen zu empfangen. Abd el Malak stieg ruhig die Altarstufen hinauf in der Meinung, seine Braut würde dem Beispiel folgen; aber welche Enttäuschung, sie blieb unbeweglich wie eine Säule an ihrem Platz. Er kehrt zurück, nimmt sie am Arm und sucht mit guten Worten sie zu überzeugen, ihm zu folgen. Vergebens, sie drehte sich rechts und links, bis sie seiner los wurde. Er aber, als er sah, daß sie nicht wollte, sagte für sich, „wenn du nicht willst, laß es bleiben“, und geht allein wieder hinauf. Endlich giebt sie nach, verläßt die Bank und bewegt sich langsam auf den Staffeln hinauf bis auf die vorletzte, und möglichst weit vom Bräutigam weg; wie sehr der Priester ihr zuredete, sie solle sich

dem Abd el Malak nähern, alles umsonst. Nach empfangenem Segen kehrten die Beiden wieder in die Bank zurück.

Als die Messe zu Ende war, gaben die Zeugen der Braut ein Zeichen, ihren Arm in den des Bräutigams zu schlingen und so die Kirche zu verlassen. Sie aber entzieht sich ihrer gutgemeinten Gewalt, läßt die ganze Begleitung im Stich und versucht eiligen Schrittes die Kirche zu verlassen. Nun verliert aber auch Abd el Malak

die Geduld, stampft ihr nach, packt sie ohne weitere Förmlichkeit am Arm und zieht sie mit Gewalt beim großen Kirchthor hinaus unter dem Gelächter aller Anwesenden hinüber ins Missionshaus, um sich dem Priester vorzustellen. Er kam dort mit kaltem Schweiß bedeckt an; er hätte es wohl nie gedacht, daß die Gebräuche der Neger so gewaltig mit denen der Kopten kämpften. Der Priester, der selbst sein Lachen nicht verbergen konnte, tröstete ihn, indem er ihm ver-

sicherte, daß das nur Gebräuche der Neger wären und daß sich Annunciata nach beendigter Hochzeit als eine liebevolle und gehorsame Frau beweisen würde, was sich später in der That auch zeigte.

Während nun Abd el Malak den lieben Tag unter seinen Verwandten und Bekannten zubrachte, weinte Annunciata bitterlich und verbrachte den ganzen Tag trostlos im Bett. Indessen war es Abend geworden und Annunciata sollte nach sudanesischer Sitte ihrem Manne übergeben werden. Die Negerinnen

waren in großer Menge erschienen. Es war ein großes Getümmel vor dem Häuschen der neuen Eheleute. Um 6 Uhr abends ungefähr begaben sich einige Negerinnen zum Haus der Missionschwester, wo die Braut das letzte Tüpfelchen der sudanesischen Gebräuche erfüllen sollte. Sie hatte sich schon wieder etwas erholt und war bereit, diesen letzten und vielleicht auch peinlichsten Brauch mitzumachen.

Sie wurde von dem Scheitel bis zu den Zehen in ein großes weißes Tuch eingehüllt, gerade wie eine Mumie, ohne ihr weder Augen, noch Mund und Hände nur im geringsten freizulassen. Als sie so eingepuppt war, ertönten von weitem die dumpfen Töne der Felltrommel und hundert eintönige Gefänge, lustige Triller und wildes Geschrei halberauschter Weiber, die zum Schwesternhaus kamen, um die Braut zu holen. Aus Furcht, die Schwestern möchten ihr Herannahen nicht vernommen haben, rissen einige mit aller Gewalt an der Glocke. Die Doppelthüre öff-



Derwisch.

nete sich, und nun erklärten die Schwestern, die Braut sei bereit zum Jubelzug. Sie wurde mit Freude empfangen und mehr getragen als geführt, denn sonst hätte sie ja bei jedem Tritt fallen müssen. Ringsum war alles schon stockfinster. Nur eine halbverlöschte Laterne gab bald hier, bald dort einen ermatteten Lichtstrahl. Der lange Zug bewegte sich langsam nach Schneckenart vorwärts, wohl selbstverständlich, wenn man bedenkt, daß die Beine der Braut so umhüllt und umbunden waren

dass sie die Füße nur 10 Centimeter einen dem andern vorsetzen konnte. Vor ihr kommen die Weiber, welche singen und schreien, dass einem die Ohren sausten. Hinter ihr tanzen die Männer wie Wahnsinnige. Zu all dem noch die dumpfe, stöhnende Felltrommel. Von Zeit zu Zeit bleibt der Hochzeitszug stehen; es werden der Braut ein halb Dutzend Glückwünsche hergeschwächt, dann geht es wieder weiter.

Indessen hockt Abd el Malak zu Hause und wartet ungeduldig auf seine Braut. Alle Augenblicke schaut er auf seine Uhrwiebel, nimmt dann wieder einen tüchtigen Schluck sudanesisches Bier, springt ein paarmal ein und aus und weiß sich gar nicht zu helfen. Nach ungefähr einer halben Stunde erscheinen die Vorposten vor der Thüre, die einen gehen nach links, die anderen nach rechts, ohne sich

in ihren Gefängen im mindesten stören zu lassen. Endlich erscheint die Braut. Abd el Malak geht ihr entgegen, führt sie ins Zimmer und nun fängt die Hochzeit erst an, die fortdauert bis in die halbe Nacht hinein, bis endlich die Müdigkeit die Gäste trennt und einer nach dem andern verschwindet; und mit dem Fest ist es zu Ende. „Das Fest ist zu Ende,“ sagte mir am folgenden Morgen Abd el Malak, indem er sich mit der Hand den Schlaf aus den Augen rieb.

Das Fest ist vorüber und nun fängt ein neues Leben an.

Es ist in der That ein glückliches Pärchen, arm an Gütern dieser Welt, welches aber den Schatz der Frömmigkeit, der Liebe und Eintracht besitzt, das Gottes Segen bereichert und beglückt.

Verschiedenes.

Der Haushalt des Negers in Deutsch-Ostafrika.

Es ist bekannt, dass der Neger bei seiner Berührung mit Europäern sich die Sitten der letzteren gerne zu eigen macht. Dasselbe gilt von den Bedürfnissen des Haushaltes. Hierüber berichtet die „Deutsch-ostafrikanische Zeitung“: Teller, Tassen, Gläser, Schüsseln, Spiegel, Löffel, Messer, Lampen, Regenschirm, ab und zu auch schon eine Uhr, findet man in den meisten Hütten; nach Seife und Petroleum ist große Nachfrage. Die Nahrung des Negers ist um vieles besser geworden. Früher waren die Neger nothgedrungen im allgemeinen Vegetarianer, nur zu besonderen Festgelagen wurde ein Ochse geschlachtet, jetzt sind überall auf den öffentlichen Märkten Schlächter etabliert, bei denen man für wenig Geld einkaufen kann. Auch die sonstige Nahrung kann sich der Neger jetzt mannigfacher gestalten, denn während früher die begrenzte Theilbarkeit der Tauschartikel nur Einkäufe im Großen zuließ, kann die Hausfrau jetzt für wenig Pesa sich die mannigfachsten Genüsse auf dem Markte einkaufen, die sie dann in zierlichen Körbchen auf dem Kopfe nach Hause trägt.

Eigenthümlich berührt es, wenn man auf dem Markte Tische findet, an denen Negerarbeiter beim Thee sitzen. Eine Tasse Thee mit Zucker kostet einen Pesa. Besonders bemerkbar macht sich der Einfluss der Civilisation in der Frauenkleidung. Die schwarze Gattin steht, wenigstens was die Häufigkeit ihres Wunsches nach neuen Kleidern betrifft, ihrer europäischen Schwester nicht nach. Kaum glaublich ist es, wie schnell sich selbst solche technische Hilfsmittel wie Nähmaschinen einbürgern. Nicht nur in den Küstenstädten, sondern auch im Hinterlande ist die Nähmaschine keine Seltenheit; häufig sind die Besitzer Neger, ebenso häufig aber auch Neger, die sich sehr gut dabei stehen.

Eisenbahnen am Congo. Zwei neue große Eisenbahnlinien sollen den belgischen Congo durchziehen: eine Linie von 775 Kilometer vom Stanley-Fall bis zum See Albert Nyanza, und eine zweite Linie von 625 Kilometer, welche bis zum See Tanganyika sich ausdehnt. Der Congofluss, der schiffbar ist auf vier- bis fünfhundert Kilometer, wird die zwei Eisenbahnlinien miteinander verbinden.



Marien-Verein für Afrika.

Am 29. Jänner 1902 fand in Wien die Generalversammlung d. Frauengruppe St. Rochus auf der Landstraße vom Marienverein für Afrika statt.

Der große „Dreheraal“ auf der Landstraße, Hauptstraße, war dicht gefüllt, besonders waren auch eine große Anzahl Kinder mit ihren Eltern anwesend, die mit großem Beifall den Aufmarsch einer falschen Negertruppe aufnahmen. Eine Anzahl Knaben und Mädchen waren dunkel gefärbt, in Negerkleidern und dazu passenden Waffen, die freundlichst von der Petrus Claver-Sodalität zur Verfügung gestellt wurden, aufgezogen, die mit lautem Trommelschlag die Beifallskundgebungen der Anwesenden begleiteten. Der Consulent hochw. Herr Pfluger begrüßte bei seiner Eröffnungsansprache die zahlreichen Mitglieder und Gäste aufs herzlichste, besonders den hochw. Herrn Canonicus Schöpplenthner, geistl. Rath hochw. Herr Pfarrer Gold, hochw. Herrn Rößters aus dem Missionshaus St. Gabriel und auch die hochgeborene Baronin Constanze Pillerstdorf, welche mit so großem Eifer die Förderin des Marienvereins ist und die Versammlung mit ihrer Anwesenheit beehrte, und bat den hochw. Herrn Rößters um die versprochene Ansprache.

Derselbe zeigte anfangs, wie gegenwärtig eine so tiefgehende Verweltlichung einerseits Platz gegriffen hat und andererseits aber auch eine tiefe Religiosität und die Neigung nach einer positiven Religion. Der hochw. Redner bezeichnete Afrika nach den Erforschungen im letzten Jahrhundert mit seinen 197 Millionen Negern als ein modernes Geschenk der göttlichen Vorsehung, auf welches sich alles hinstürzt, und 3 Gruppen sind es besonders, welche die schwarzen Eingeborenen zu ihrer Religion gewinnen wollen. 1. die katholische Kirche durch ihre Missionäre, 2. die 150 Secten des Protestantismus und 3. der Mohammedismus. Zurückgreifend auf die ersten Jahrhunderte, wo Afrika der Sitz von 600 Bischöfern war und die größten Heiligen der Kirche

und unzählige Märtyrer zeugte, bewies der hochw. Redner, wie bis zu den jetzigen Zeiten die katholische Kirche und ihr Glaube immer zuerst durch die katholischen Missionäre hingetragen wurde, wie später aber derselbe immer mehr von den Protestanten verdrängt wurde, die im Besizt reicherer Geldmittel ihre Irrlehren dort verbreiteten, und wie endlich aber der Mohammedanismus durch seine politische Macht und die Lehren, die der Sinnlichkeit der Neger schmeicheln, den größten Fortschritt gemacht hat. Bei der Frage: „Wer hat die besten Aussichten?“ müssen wir aber doch antworten: „Die katholische Kirche.“ Sichtbar ruht der Segen Gottes auf ihr, zu der allein der Herr sprach: „Gehet hinaus und lehret alle Völker!“ Wir sollen daher mit Muth in die Zukunft blicken und uns bemühen, durch Agitation für den Marienverein dazu zu helfen, daß die katholische Kirche immer mehr in Afrika sich befestige.

Hierauf beehrte der hochwürdigste Herr Canonicus Schöpplenthner die Versammlung mit einer Ansprache, worin er seiner Freude Ausdruck gab, unter den zahlreichen Anwesenden auch so viele Kinder zu sehen, an die er sich besonders wendete, um hinzuschauen auf ihre schwarzen Brüderchen, die nicht nur schwarz am Leibe, auch schwarz an der Seele seien, da ihnen noch das weiße Kleid der heiligmachenden Gnade fehle und wies hin auf das doppelte Leben des Menschen, das des Körpers und das der Seele. Hochw. Redner gab nun eine Menge praktischer Winke, auf welche Weise der Marienverein für Afrika und das Institut in Mühlau, welches die Missionäre für Afrika heranzubildet, unterstützt werden kann. Es wurde auch erinnert, daß Frau Baronin Pillerstdorf, I. Bezirk, Zedlitzgasse 4, Stoffrestchen, gebrauchte Briefmarken u. entgegennehme, die für die Zwecke des Marienvereins verwertet werden. Es fand auch die Neuwahl des Ausschusses statt, bei welcher dieselben Damen mit Acclamation wiedergewählt und vier neue Ausschussdamen acceptiert wurden.

Inzwischen war auch der Consulent der Favoritegruppe, hochw. Coop. Sir erschienen. Die

Zwischenpausen wurden durch meist humoristische Scenen und Declamationen, sowie musikalische Productionen aufs angenehmste ausgefüllt. Mitglieder des Apostolates im III. Bez. führten die Declamationen, und die drei Geschwister Stadler mit Clavier, Gesang und Violinen den musikalischen Theil aufs Beste aus, wofür ihnen auch reichlicher Beifall gezollt wurde.

Der hochw. Herr Consulent Coop. Pfluger gab

noch einen kurzen Rechenschaftsbericht seit der letzten Abrechnung, bat die Mitglieder, ihre Beiträge pünktlich am 1. Monatssonntag zu zahlen und neue anzuwerben zu suchen und dankte nochmals herzlich den hochw. Rednern für ihre Ansprachen und all den bei den Declamationen und sonstigen Productionen Mitwirkenden und schloß die Versammlung mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen!



Baumeister Unterpertinger †.

Am 30. Jänner starb zu Brigen Herr Baumeister Josef Unterpertinger im Alter von 75 Jahren und wurde am 1. Februar unter großer Theilnehmung aller Stände der Stadt beerdigt. Auch der hochw. Obere unseres Missionshauses mit einem Priester, den Professscholastikern und den Zöglingen gab dem Verstorbenen das Geleite zum Grabe.

Herr Baumeister Unterpertinger, ein biederer Charakter, hatte sich durch eigene Kraft empor-

gearbeitet. Mit ihm hatte Hochw. P. Xaver Geyer das neue Missionshaus gebaut. Im Juli 1898 wurde der Bau begonnen und am 28. August 1899 bezogen. Dies kennzeichnet die Leistungsfähigkeit des Verstorbenen. Er war ein Mann von Umsicht, Unternehmungsgeliste, gesundem Urtheil und großer Thatkraft, ein Mann, nicht der Worte, sondern der That. Gott gebe dem todten Baumeister unseres Missionshauses die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm!



Zu unseren Bildern.

Gruppe von Alterthümern in Karnak (Oberägypten). (S. 67.) Von Luxor aus gelangt man in nördlicher Richtung in einer halben Stunde zu der ausgedehnten Tempelgruppe Karnak. Unser Bild stellt eine dieser berühmten Tempelanlagen dar. Eine Allee von Sphingen, auf Postamenten liegenden Löwengestalten Widderkopf, welche der Häupter beraubt, zwischen den Vorderbeinen je eine Statuette Amenhoteps III. halten, bezeichnet die Straße zum Tempelbezirk. Den Eingang zum Tempel bildet ein schlanker Pylon, das heißt, zwei mächtige, abgestumpften Pyramiden gleichende Thürme, welche durch einen Portalbau verbunden werden. Der Pylon ist mit Reliefdarstellungen und Inschriften geschmückt; auf den feingearbeiteten Sculpturen erscheint der Erbauer, Ptolemäus Euergetes I., der Göttertrias Ammon, Toth und Chunsu, denen der Tempel geweiht ist, und anderen Göttern opfernd. Der Architrav zeigt die beflügelte Sonnenscheibe, das Symbol des Sonnengottes Ra. Hinter dem Pylon ist der Tempel des Chunsu oder Mondgottes sichtbar.

Erste Station des Kreuzweges. (S. 69.) Von Bildhauer Linzinger in Linz a. D.

Erster Nilkatarakt. (S. 73.) Unser Bild stellt einen Theil des ersten Nilfalles zwischen Assuan und Philae dar und zwar das sogenannte Bab-el-Kebir (Große Thor oder Hauptwasserfall). Eine ausführlichere Beschreibung des ersten Kataraktes und Umgegend findet sich bereits im I. Jahrgang, S. 155 ff., worauf wir unsere Leser verweisen. (S. Bericht S. 71.)

Assuan. (S. 85.) Das Bild stellt den am Nilufer liegenden Theil Assuans dar, von der Insel Elephantine aus gesehen. Ueber den Ort selbst sind in den früheren Jahrgängen des „Stern der Neger“ wiederholte Beschreibungen erschienen. Vergleiche auch den Bericht des Hochw. P. Münch, S. d. h. S. in letzter Nummer und den Bericht „Aus Assuan“, S. 71. Ein weiterer Bericht aus Assuan von P. Münch folgt in nächster Nummer.

Derwisch. (S. 93.) Einer der mohammedanischen Bettelmönche, wie sie Aegypten nach Hunderten zählt.